

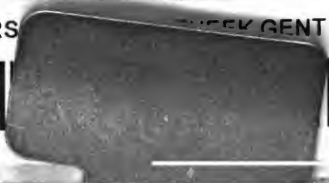




cc 4516

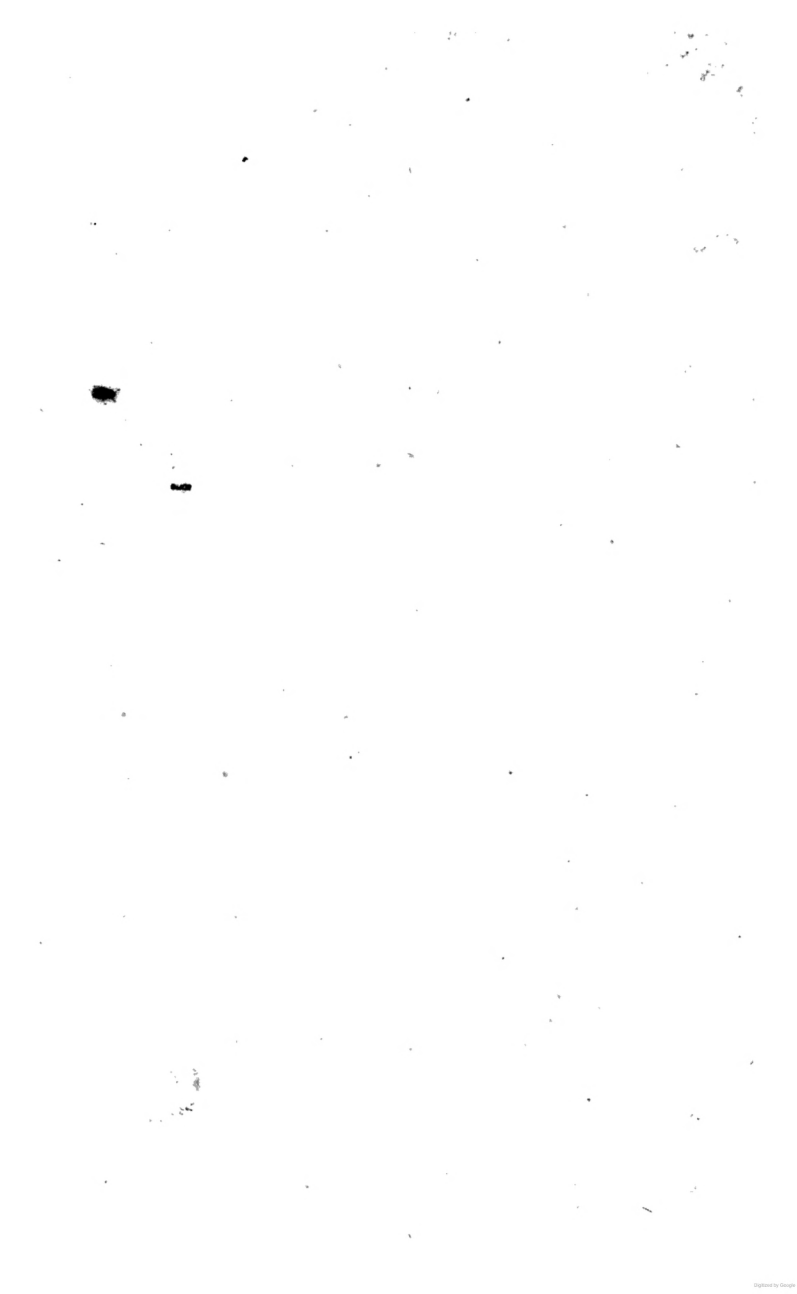


UNIVERS



ECK GENT



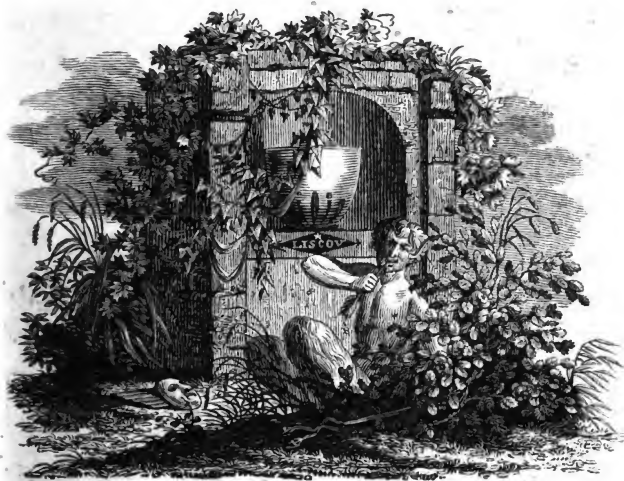




Christian Ludwig Liscov's  
**S c h r i f t e n.**

---

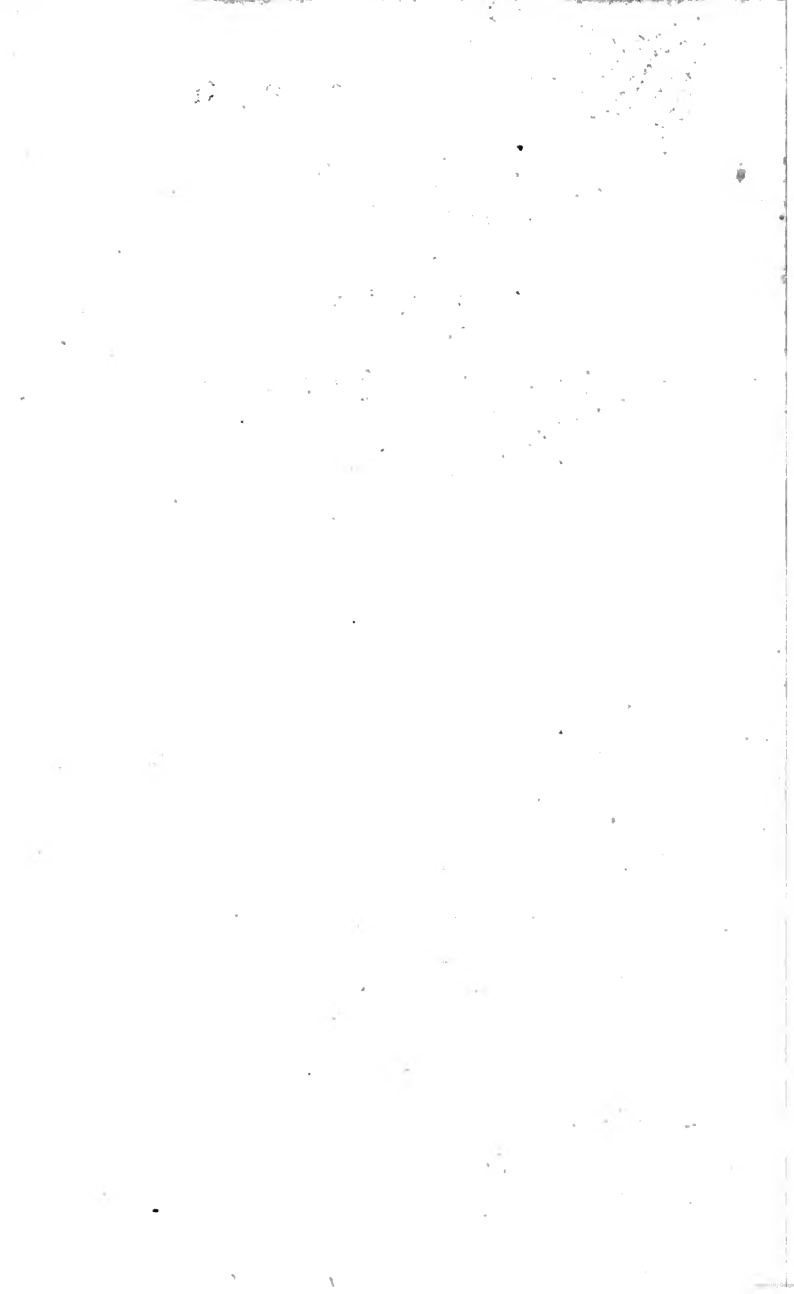
Herausgegeben  
von  
C a r l M ü c h l e r.



E r s t e r T h e i l.

---

B e r l i n.  
In der Himburschen Buchhandlung  
1806.



Christian Ludwig Liscov's  
S c h r i f t e n.

---

Erster Theil.



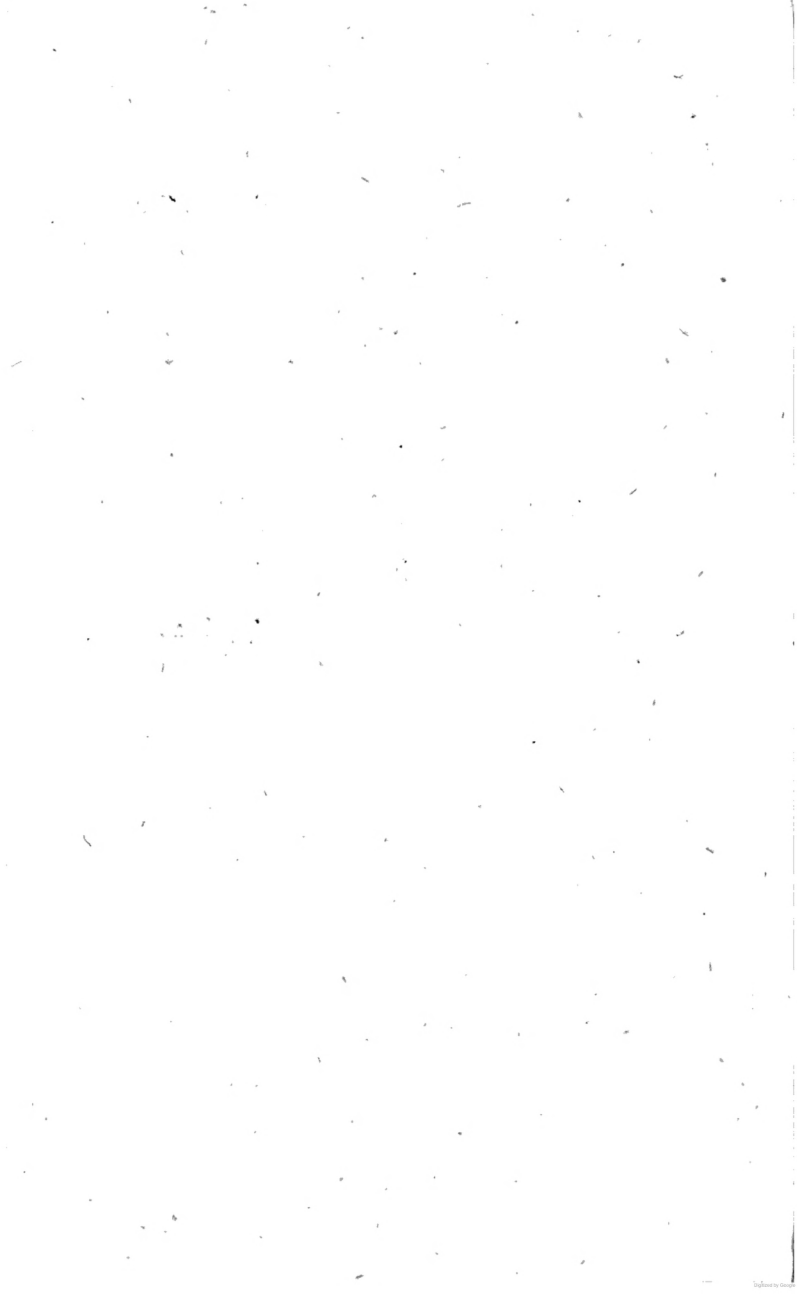
Ueber die  
**U n n ö t i g k e i t**  
der  
guten Werke zur Seligkeit.

---

Eine bescheidene und wohlgemeinte Epistel an  
den Herrn M. L.

---

Die Schläge eines Liebhabers meinent recht gut.  
Sprüchw. xxvii. V. 6.



---

Ueber  
die Unnöthigkeit der guten Werke  
zur Seligkeit.

---

Ich weiß nicht, wie Erw. Hochedelgeborenen den Brief, welchen ich mir jetzt die Freiheit nehme, an Sie zu schreiben, aufnehmen werden. Indessen können Dieselben versichert seyn, daß Sie sich nicht irren, wenn Sie mir die Ehre anthun, zu glauben, daß die Absicht, in welcher ich die Feder ergriffen, mit den Pflichten eines aufrichtigen Freundes übereinstimme.

Es ist mir neulich von ohngefähr eine Schrift, welche Sie vor einiger Zeit herausgegeben, zu Gesichte gekommen, in welcher ich, (ungeachtet sie nicht der Art ist, daß man viele wider die Reinigkeit der Lehre anstoßende Sätze darinn vermuthen sollte) einige Redensarten bemerkt habe, die ich wünschte, daß sie Erw. Hochedelgeborenen nicht ent-

fallen wären. Ich habe mit vieler Bestürzung gesehen, daß Ew. Hochedelgebohren nicht sehr von den irrigen Meinungen entfernt sind, welche unsere Kirche schon vor langer Zeit an dem bekannten Major verdammet hat, und sich nicht entschehen, mit diesem verdächtigen Lehrer zu sagen: die guten Werke wären nöthig zur Seligkeit. „Wer,“ sprechen Sie: „selig werden will, der muß nicht nur den rechten Glauben haben, sondern auch diesen Glauben durch die Liebe beweisen.“ Ja Ew. Hochedelgebohren wiederholen diesen Irrthum mit andern Worten noch einmal, und geben also deutlich zu erkennen, daß man Ihnen nicht uurecht thue, wenn man glaubt, Ihr Herz sey nicht rechtschaffen.

Ich müßte die evangelische Wahrheit so wenig als Ew. Hochedelgebohren und nicht so aufrichtig lieben, als ich thue, wenn ich zu dem Aergerniß, so Ew. Hochedelgebohren gegeben, stille schwiege, und mich nicht bemühet, nach meinem von Gott mir geschenkten Vermögen Ew. Hochedelgebohren auf andere Gedanken zu bringen. Ich habe um so viel mehr Hoffnung, daß meine Arbeit nicht ohne Segen seyn werde, weil ich unterschiedene andere Stellen in eben dieser Schrift an-

treffe, aus welchen zu schließen, daß Erw. Hochedelgeborenen noch nicht so weit in Abwege gerathen sind, daß Sie leugnen sollten, wir würden allein durch die zugerechnete Gerechtigkeit Christi, und durch den Glauben an diesen Heiland der Welt gerecht und selig.

Ich kann mir es kaum einbilden, daß Erw. Hochedelgeborenen die strafbare Absicht sollten gehabt haben, dieser heilsamen Lehre durch die anstößigen Redensarten deren Sie sich bedienen, vorsätzlich Abbruch zu thun, vornehmlich zu einer Zeit da die ganze lutherische Kirche das Andenken des zu Augsburg gethanen Bekenntnisses, in welchem diese heilsame Lehre den vornehmsten Platz einnimmt, feyerlich zu begehen im Begriff ist. Erw. Hochedelgeborenen dürfen nicht meinen, daß dies Ehren- Worte sind, wodurch ich mir ein günstiges Gehör zu Wege bringen wolle. Es ist keine *captatio benevolentiae*: Ich rede im Ernst: und damit Sie mir dieses um so viel eher glauben mögen, will ich Ihnen nicht erst die Lehre von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, so wie sie in unserer Kirche vorgetragen wird, weitläufig vorstellen. Sie wissen dieselbe so gut als ich, und sind auch vermuthlich nicht weniger von der Wahrheit derselben über-

zeugt, als ich. Nur will ich Sie bitten, diese tröstliche Lehre von der Rechtfertigung mit dem irrigen Gabe, welcher Ihnen unglücklicher Weise aus der Feder geflossen, zu vergleichen. Nehmen Sie diese Mühe über sich. Ich bin versichert, die Schwierigkeiten, die Sie antreffen werden, werden Sie überführen, daß Sie gestrauchelt haben. Sie werden befinden, daß alle die falschen Künste, welche Sie etwa von dem Herrn Budeus, der wie der Engel der Gemeinde zu Laodicea weder kalt noch warm war, erlernt, nicht zureichen, eine Uebereinstimmung zwischen Licht und Finsterniß zu Wege zu bringen.

Denn so lange der Satz wahr bleibt, das wir allein durch den Glauben an Christum selig werden, so lange wird es falsch seyn, daß die guten Werke etwas zu unserer ewigen Wohlfahrt beitragen. Ich sehe hier keine Mittelstraße, und der Schluß, den der Apostel Paulus macht, scheint mir von einer geometrischen Gewißheit zu seyn. Ist's aber aus Gnaden, sagt dieser große Henden-Lehrer Röm. XI. 6. so ist's nicht aus Verdienst der Werke, sonst würde Gnade nicht Gnade seyn. Ist's aber aus Verdienst der Werke, so ist die Gnade

nichts, sonst wäre Verdienst nicht Verdienst.

Nich deucht, diese Worte des Apostels sind so fest auf den ersten Grundsatz aller unserer Erkenntnisse gegründet, daß derjenige eine mehr als eiserne Stirn haben müßte, der sich nicht entblödete, dieselben anzufechten, wenn er gleich nicht wüßte, daß der Geist der Wahrheit die Feder des heiligen Pauli regleret hätte. Unsere Kirche hat dieses gar wohl begriffen, und ist daher beständig bey den Lehren dieses auserwählten Rüstzeuges geblieben. Man kann sagen, daß diese Beständigkeit vornehmlich unsere Kirche von allen andern Religionen unterscheide, und ihr die deutlichsten Merkmale der Wahrheit eindrücke, die den andern Haufen der Christen eben darum fehlen, weil sie den rechten Weg, den ihnen der Apostel deutlich gewiesen, verlassen haben. Es können diese unglückselige Kotten ihre falschen Lehren so wenig mit sich selbst, als mit der heiligen Schrift reimen, und gerathen daher in eine Verwirrung, die einem rechtschaffenen Lutheraner, der dieselben von den Mauern unsers Zions in stolzer Sicherheit anseheth, zugleich zum Vergnügen und zum Mitleiden bewegen muß.

Nil dulcius est, bene quam munita tenere  
 Edita, doctrina sapientum templa serena  
 Des, icere, unde queas alias passimque videre  
 Errare, atque vitam palanteis quaerere vitae \*).

Unsere Lehren hergegen hängen wohl an einander, und stimmen sowohl mit der Vernunft als mit der Schrift überein. Das menschliche Geschlecht, sagen wir, ist durch den Fall unserer ersten Eltern so tief in die Ungnade seines Schöpfers gefallen, und zu Haltung der göttlichen Gebote so untüchtig geworden, daß es unmöglich ohne einen Mittler, der sowohl der beleidigten Gerechtigkeit Gottes ein Gnüge thäte, als auch das Gesetz statt der Menschen erfüllte, von dem ewigen Verderben, wozu es verdammt war, gerettet werden konnte.

Gott war so gnädig und entschloß sich seinen eingebornen Sohn in die Welt zu senden, um dieses wichtige Werk der Erlösung zu verrichten. Er sandte ihn auch in der Fülle der Zeit wirklich in die Welt. Es wird nicht nöthig seyn, daß ich Ew. Hochedelgebohren weiter erzähle, was der Sohn gethan und gelitten. Ich sage nur, daß er uns durch

---

\*) Lucret. Lib. 2. v. 7.

seinen Tod von dem Fluche des Gesetzes erlöst, seinen Vater versöhnet, und uns die Seligkeit erworben hat, die daher, Kraft der geschehenen Erlösung, keinem entstehen kann, der nur festiglich glaubet, Christus sey auch für ihn gestorben. Diese gläubige Zueignung des Verdienstes Christi ist es, die uns gerecht und selig macht, und sonst nichts. Ew. Hochadelgebohren müssen sehr künstlich seyn, wenn Sie in diesen Zusammenhang der evangelischen lutherischen Lehren ihre guten Werke einmischen können, ohne denselben zu trennen, und müssen sich mußtwillig verblenden, wenn Sie nicht begreifen, daß darinn kein Platz für sie übrig sey. Es bleibt wohl bey dem, was die christliche Kirche singt:

Es ist mit unserm Thun verlorn

Verdienen doch nur eitel Born.

Kyrieleß.

Ew. Hochadelgebohren verzeihen mir, daß ich Ihnen vielleicht mit der Anführung dieses Verses verdrüsslich falle. Ich weiß wohl, daß der Geschmack der heutigen Welt so verderbt ist, daß sie lieber siehet, wenn man seine Reden und Schriften mit Stellen der heidnischen Poeten ausziert, als wenn man sich der Worte des heiligen Geistes, und der schönsten Stellen geistreicher Gesänge bedient. Man spot-

tet der Prediger, welche dieses Letzte zu thun ge-  
 wohnt sind, und hält es für ein sicher Kennzeichen  
 eines Possillanten. Allein gleich wie es unter den  
 Predigern gottlob noch so tapfere Männer, und  
 zwar im Ueberfluß, giebt, die sich durch dieses  
 alberne Urtheil der närrischen und gottlosen Welt  
 nicht irren lassen, sondern ihre Predigten größtent-  
 theils aus anmüthig untereinander gemischten  
 Sprüchen aus der Bibel, und Versen aus Gesän-  
 gen zusammen setzen (wie ich denn auch, ohne  
 Ruhm zu melden, mich unter diese standhafte An-  
 hänger der alten löblichen Weise zu zählen, und  
 mich in meinen Predigten, nächst der heiligen Schrift  
 auch meines Gesangbuchs häufig, und zwar ohne  
 Furcht, zu bedienen gewohnt bin) so können Erw.  
 Hochedelgebohren daher schon zufrieden seyn, daß ich  
 um ihren (vermuthlich auch verdorben) Geschmack  
 zu vergnügen, lieber mit dem Lucretius als dem  
 Apostel Paulus reden wollen, und Ihnen die ganz-  
 e Lehre von dem Werke der Erlösung vorgestel-  
 let, ohne einmal zu sagen: Zu reden aus dem  
 Propheten Ejaia, zu reden aus dem, zu reden —  
 zu, zu &c.

Sie können glauben, daß ich mir, um nicht  
 bey Ihnen zum Gespötte zu werden, Gewalt an-

gethan habe: endlich konnte ich es nicht länger aushalten. Das macht die Gewohnheit, nebst der kleinen Begierde, meine priesterlichen mir auf das Gesangbuch zustehende Rechte benzubehalten.

Nach dieser kleinen Ausschweifung, welche gleichfalls durch die gute und wohlhergebrachte Gewohnheit der Prediger hinlänglich gerechtfertiget wird, wende ich mich wieder zur Sache. Ich habe gesagt, daß die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit mit den Lehren unserer Kirche nicht bestehen könne; und ich zweifle nicht, Ew. Hochedelgebohren werden, wenn Sie nur belieben, die Sache recht anzusehen, mit mir einig seyn. Denn sagen Sie mir, was sollten doch wohl so elende Creaturen, die nichts von demjenigen, was Gott von ihnen fodert, zu thun vermögend sind und eben darum einen Mittler nöthig haben, thun können, das fähig wäre, Gott zu bewegen, ihnen eine so große Belohnung zu geben, als die unaussprechliche Freude ist, welche die Gläubigen zu erwarten haben?

Wenn wir im Stande wären, die Gnade durch unsere Werke zu verdienen, so wäre es sehr unnöthig gewesen, daß Gott seinen einigen Sohn für uns in den Tod gegeben. Er hat es aber

gethan, und dieses Einzige ist hinlänglich, uns zu überzeugen, daß er, weil ihm unsere Schwachheit bekannt ist, uns nicht zur Beobachtung solcher Gebote verbinden wolle, deren Haltung uns unmöglich ist. Ich gestehe, wenn man die heilige Schrift liest, so sollte man schwören, Gott verlange von uns, daß wir seine Gebote halten sollen. Denn er giebt Gesetze, drüet mit Strafen, und verspricht Belohnungen, nicht anders, als wenn er wollte, daß wir seine Gesetze halten sollten, und voraussetze, daß wir dazu geschickt wäre.

Ich glaube auch, daß bis auf die Zeiten des seligen Luthers ein Jeder, der die Schrift gelesen, sich dieses eingebildet habe. Allein dieser theure Mann hat endlich die Welt aus einem Irrthum gerissen, der vielleicht so alt war, als sie selbst; indem er in seinem Buche de Servo Arbitrio sehr wohl angemerkt, daß diejenigen Stellen der heiligen Schrift, da Gott etwas zu gebieten, und verbieten scheint, nichts anders als einen schimpflichen Vorwurf unsers Unvermögens in sich fassen.

Nach diesem Begriffe unsers seligen Vaters Luther, kann man die Absicht Gottes in Gebung des Gesetzes völlig einsehen, wenn man sich nur

vorstellt, was einer sagen will, der einen Lahmen zum Tanz auffodert. Das von Gott gegebene Gesetz ist aber nichts anders als:

— — — — — ein Spiegel zart,  
Der uns zeigt an die sündig Art  
In unserm Fleisch verborgen.

Man muß bekennen, daß diese Gedanken un-  
gemein geschickt sind, uns unsere eigene Unmündig-  
keit lebhaft vorzustellen, und von der Nothwendig-  
keit eines Erlösers zu überführen. Sie reißen den  
uns angebohrnen Hochmuth mit der Wurzel aus,  
und machen die Frage, ob die guten Werke zur  
Seligkeit etwas beitragen? lächerlich. Ich will, mit  
Ew. Hochedelgebbohren Erlaubniß, die Sache mit  
einem Gleichniß erläutern. Stellen Sie sich einen  
Menschen vor, der so tief in Schulden verfallen, daß  
es ihm unmöglich, selbige zu bezahlen. Dichten Sie  
ferner, es fände sich ein so mitleidiger Reicher, der  
eben zu der Zeit, da die Gläubiger im Begriff, ihren  
Schuldner in den Kerker werfen zu lassen, diesen  
Armseligen aus der Noth hülfe und alle seine  
Schulden bezahlte: und sagen Sie mir dann, ob  
dieser Schuldner nicht der größte Beck von der  
Welt seyn müßte, wenn er sich einbilden wollte, er

dürfte sich vor seinen Gläubigern nicht sehen lassen, wenn er nicht seine schon bezahlte Schuld noch einmal abtrüge. Ein Mensch aber, der sich einbildet, er könnte der Seligkeit, welche ihm Christus erworben, nicht ohne gute Werke theilhaftig werden, würde diesem albernen Schuldner so ähnlich seyn, als ein Ey dem andern.

Ich sehe schon vorher, daß Ew. Hochedelgebohren denken werden, es würde doch gleichwohl von dem erretteten Schuldner übel gethan seyn, wenn er die Güte seines Wohlthäters mißbrauchen, und sich durch eine liederliche Lebensart von neuem in Schulden setzen wollte. Es sey sehr natürlich, daß derjenige, der ihn einmal von dem Gefängniß errettet, bey anhaltender übeln Haushaltung seine Hand von ihm abziehen werde. Und hieraus werden Sie den Schluß machen, daß ein tugendhafter Wandel einem Christen, der selig werden will, so nöthig sey, als eine gute Haushaltung einem Menschen, der einmal durch die Freigebigkeit eines andern, aus den tiefsten Schulden errettet worden. Allein um Ihnen diesen Wahn zu benehmen, brauche ich nur mein Gleichniß fortzusetzen.

Wir wollen demnach sagen, der Wohlthäter unsers Schuldners habe nicht allein die schon gemachte

machte Schulden seines Freundes bezahlt, sondern auch noch für alle künftige gutgesaget, und darüber eine Versicherung ausgestellt, die nicht verbindlicher seyn könnte. Meinen Erw. Hochedelgebohren wohl, daß diese Bürgschaft fähig, den Menschen, von welchem wir reden, zu überführen, es sey nöthig, daß er ins künftige besser haushalte, und keine Schulden mehr mache? Mich dünkt, der natürlichste Schluß, den er machen kann, ist dieser, daß er nunmehr gar keine Ursache habe, zu sparen.

Ich denke nicht, daß es nöthig sey, Erw. Hochedelgebohren zu zeigen, wie genau die Genugthuung Christi, die sich auf alle, von Anfang der Welt bis ans Ende derselben, begangene Sünden erstreckt, mit dieser Bürgschaft, und der Schluß, den unser Schuldner aus der Bürgschaft machet, mit den Folgen, die ein Christ aus der Genugthuung seines Heilandes ziehen kann, übereinkomme. Selbst die Feinde der evangelischen Wahrheit haben dieses erkannt. Der bekannte Schwenkfeld, ein Landsmann von Erw. Hochedelgebohren (und o wie sehr wünschte ich, daß Sie nichts mehr als das Vaterland mit diesem Schwärmer gemein hätten!) sagt: „Ihre (der Lutheraner) Gerechtigkeit ist allein auswendig, Vergebung der Sünden, Glauben, wie man etwa Ablass kauft, und daß

uns Gott um Christi Willen die Sünde nicht wolle zurechnen, das ist, ob wir schon Sünder seyn und böse Buben bleiben, so werden wir doch um des Glaubens Willen an Christum vor Gott für gerecht gehalten und angenommen. Wie sie meinen, als ob Gott zu uns im Sterben, oder am jüngsten Tage sagen werde: kommt her, ihr bösen Buben, im Himmel um meines Sohnes Christi willen ic.,\*)

Ich weiß wohl, Schwenkfeld hat dieses nur gesagt, die lutherische Meinung von der Rechtfertigung als gottlos und ungereimt vorzustellen, und ich zweifle nicht, daß der unselige Scribent, aus welchem ich seine Worte angeführet, eben diese Absicht gehabt. Allein dieses hindert nicht, daß nicht in den Worten Schwenkfelds viel Wahrheit stecken sollte, ob er gleich bey keinem Vernünftigen seinen boshaften Zweck erreichen wird. Das, was er sagt, gereicht uns nicht zum Schimpf, sondern vielmehr zu einer großen Ehre. Paulus muß uns schügen; dieser große Apostel sagt Röm. 1. B. 5. „Dem aber, der nicht mit Werken umgeheth, gläubet aber an dem, der die Gott,

---

\*) S. Arnolds Kirchen- und Rekehrhistorie. Th. 2. B. XVI. S. 14.

losen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit."

Em.Hochedelgeborenen begreifen, daß unsere Gottesgelehrte gar stattlich ausgeführet, daß das Gerechtmachen, wovon Paulus redet, in einem rechtlichen Verstande (in sensu forensi) und für eine Zurechnung einer fremden Gerechtigkeit, die von aussen geschieht, müsse genommen werden: und sehen also wohl, daß die Feinde unserer alleinseligmachenden Lehren, wenn sie so, wie Schwenkfeld, spotten wollen, mehr den heiligen Paulus als uns beschimpfen. In einer so vornehmen Gesellschaft verspottet zu werden, ist eine wirkliche Ehre, und man hat nicht nöthig, sich wider Schwenkfeld und seinen Freund Arnold zu entrüsten. Nur das kann ich dem erstern nicht zu gute halten, wenn er aus seinen ungereimten Spötteleyen den Schluß macht: „darum trachten so wenig Lutherische nach rechtschaffener Buße und Besserung des Lebens.“ Er hält dieß für eine Folge unserer Lehre von der Rechtfertigung: aber er irret sich sehr, und thut uns unrecht. Doch deucht mich, daß er einigermaßen zu entschuldigen. Es kann seyn, daß unsere ersten Bekenner, die hauptsächlich mit den Papisten über die Nothwendigkeit der guten Werke

stritten, in der ersten Hize sich solcher Reden bedienet, die dem guten Schwenkfeld geschickt genug schienen, so böse Folgen, als er daraus ziehet, zu verursachen. Allein es ist gewiß, daß unsere Theologen in den folgenden Zeiten die Lehre von guten Werken so wenig verachtet, daß sie ihr vielmehr eine eigene Stelle in ihren Systemen und Compendien eingeräumt haben, und daher hat man Ursache, sich zu wundern, daß man, nachdem unsere Theologie durch göttlichen Beystand und tiefes Nachsinnen ein Mittel erfunden, die Lehre von guten Werken, mit der Lehre von der Rechtfertigung zu verbinden, dennoch Leute von so großer Hartnäckigkeit und so wenigem Nachdenken findet, die sich nicht schämen, zu lästern: unsere Kirche verwerfe die guten Werke und führe Lehren, die der Tugend zuwider. Diese Leute haben unstreitig größere Sünde auf sich, als Schwenkfeld. Denn was ist wohl offener, als daß unsere Theologen keinem Menschen abrahten, fromm zu seyn, unter dem Vorwande, Christus habe das Gesetz erfüllet an unserer Statt? Diese Wahrheit kann uns nicht verführen, lästerhaft zu werden: sie treibt vielmehr ein jedes gutes Gemüth an, sich eines unsträflichen Wandels zu befeßigen. Die Erkenntniß der Barm-

herzigkeit Gottes, und die feste Versicherung, daß dessen einiger Sohn durch seinen Tod uns die Seligkeit erworben, verbindet uns zu der größten Dankbarkeit. Die Regeln dieser Dankbarkeit müssen natürlicher Weise eine herzliche Liebe zu unserm Erlöser, und eine Bemühung, seinen Geboten aufs genaueste nachzukommen, in uns wirken. Folglich bringt ein rechtschaffener Glaube die guten Werke als Früchte hervor. Und dieses ist die Lehre unserer Kirche, die keiner, der die Billigkeit liebet, für ärgerlich und gefährlich ausgehen kann.

Demungeachtet ist es ein großer Irrthum, wenn Ew. Hochedelgebohren die Werke, die nur Früchte des wahren Glaubens sind, als eine Ursache unserer Seligkeit ansehen, und lehren, wer selig werden wolle, müsse nebst dem Glauben auch mit guten Werken prangen. Gerade als wenn man ohne gute Werke nicht selig werden könnte, und dieselben eine *causa sine qua non* unserer Seligkeit wären. Sie fassen den Sinn unserer Gottesgelehrten, wenn Sie meinen, dieses folge aus ihren Lehren, sehr übel, und müssen die Art, wie sie die Lehre von den guten Werken mit dem Glauben verknüpfen, nur obenhin angesehen haben. Dasjenige,

was uns verbindet, einen tugendhaften Wandel zu führen, ist nach dem Sinn unserer Gottesgelehrten nicht die Hoffnung einer Belohnung, oder die Einbildung, Gott werde uns unserer Verdienste wegen die Seligkeit geben. Mit nichts. Die bloßen Regeln der Erkenntlichkeit, die natürlicher Weise bey einem, der die Größe der uns von Gott erzeugten Liebe gebührend einseheth, viel gelten müssen, sind es, die uns antreiben, oder uns wenigstens antreiben sollen, den Geboten Christi zu gehorchen. Nun wissen aber Ew. Hochedelgeborenen daß die Dankbarkeit, so eine schöne Tugend sie auch ist, dennoch alle Annehmlichkeit verliere, so bald man dazu genöthiget wird. Der Heude Seneca hat dieses in seinem dritten Buch von den Wohlthaten im siebenten Kapitel so artig ausgedrückt, daß ich mich nicht enthalten kann, seine Worte hierher zu setzen. Cum, sagt er, res honestissima sit, referre gratiam, desinit esse honesta, si necessaria est. Und kurz darauf schreibt er. Non est gloriosa res, ingratum esse, nisi totum est, ingratum fuisse.

Es muß diese Anmerkung von besonderer Gründlichkeit seyn, weil sie von dem ganzen menschlichen Geschlecht eines allgemeinen Beyfalls gewürdiget worden. Denn der eben angeführte heudnis

ſche Weltweiſe merket in dem vorhergehenden ſechsten Kapitel an: daß kein Volk zu finden ſey, bey welchem die Undankbarkeit als eine ſtrafbare, der Erkenntniß des Richters unterworfenene Miſſethat, angeſehen werde. Es iſt wahr, er nimmt die Macedonier aus, allein der einzige Fall, der ihn dazu bewogen, hat ſo beſondere Umſtände, daß ich zweifle, ob er geſchickt ſey, die Ausnahme zu rechtfertigen.\*)

Man kann demnach ungeſcheuet ſagen, daß der Mangel der Dankbarkeit keinen Menſchen ſtrafbarlich mache. Die Folge, die ich aus dieſer Wahrheit ziehe, iſt dieſe, daß der Mangel guter Werke, zu welchen uns nur blos die Regeln der Dankbarkeit verbinden, kein ſolcher Hauptmangel ſey, weswegen wir verdienten, vom Paradiſe ausgeſchloſſen zu werden — welches eben ſo viel iſt, als wenn ich ſagte, die guten Werke ſind nicht nöthig zur Seligkeit.

Erw. Hochedelgebohren würden eine geringe Einſicht in dieſe Materie zeigen, wenn Sie mir hier einwenden wollten: es ſey zwar wahr, daß die Natur der Dankbarkeit nicht leide, daß eine dritte Perſon, z. B. der Richter, die Undankbaren zu dieſer Tugend mit

---

\*) S. Seneca de Benef. Lib. IV, Cap. 37.

Gewalt zwingen; allein es liege doch nichts un-  
 rechts darinn, daß einer, dem seine Wohlthaten mit  
 Undank belohnet werden, seine Gutthätigkeit ein-  
 stelle, und dem Undankbaren diejenige Wohlthat,  
 die er ihm zugebracht, nicht erweise. — Ich ge-  
 stehe, daß Sie nicht ganz unrecht hierinn haben,  
 aber ich sehe doch nicht, wie daraus folgen könne,  
 die guten Werke wären nöthig zur Seligkeit. Er-  
 wägen Ew. Hochedelgeborenen nur, daß unsere Got-  
 tesgelehrten zwar gern einräumen, daß die bösen  
 Werke einen Menschen verdammen, demungeachtet  
 aber nicht zugeben, daß die guten Werke selig machen.

Ich besorge, Ew. Hochedelgeborenen möchten sich  
 in diesem Benehmen unserer Theologen nicht finden  
 können, und denken, diese theuren Männer wüßten  
 nicht, was sie haben wollten: denn es sey gar zu of-  
 fenbar, daß eine Sache, deren Mängel mein Glück  
 unvollkommen mache, mich vollkommen glücklich ma-  
 chen müsse, wenn ich sie besitze. Dieß sind freylich  
 Gedanken, die auch dem Frömmsten aufsteigen kön-  
 nen: und ich kann Ew. Hochedelgeborenen versichern,  
 daß ich selbst von diesen Anfechtungen der Vernunft  
 nicht allemal befreyt gewesen bin. Ich habe sie durch  
 Gottes Gnade überwunden, und bin völlig in meiner  
 Seele gewiß, daß unsere Gottesgelehrten Recht ha-

ben, ob ich gleich nicht deutlich begreife, wie es möglich, daß etwas, welches macht, daß ich meinen Zweck nicht erreiche, wenn ich es nicht thue, zur Erlangung dieses Zwecks nicht nöthig seyn sollte. Von Ew. Hochedelgebohren kann ich einen so hohen Grad der Verleugnung nicht vermuthen, und will daher den Einwurf, den Sie mir etwa machen möchten, auf eine andere Art zu heben suchen. Zu dem Ende bitte ich Ew. Hochedelgebohren zu bedenken, daß zwar ein Mensch, der einem andern eine Wohlthat erwiesen, durch die Undankbarkeit dessen, dem er sie erwiesen, wohl zum Unwillen könne gereizt werden, daß aber dieses von Gott nicht zu befürchten sey. Die gesunde Vernunft verbindet uns zur Dankbarkeit, wenn wir eine Wohlthat genossen haben. Wer in diesem Stück seine Pflicht nicht beobachtet, macht seinen Geruch bey aller Welt stinkend, und ohne an das gemeine Sprüchelchen

*Ingratum si dixeris, omnia vitia dixeris.*

zu denken; so ist es mehr als zu bekannt, was Sprach von einem Undankbaren sagt.

Indessen ist es nicht minder gewiß, daß die Regeln der Gerechtigkeit durch die Undankbarkeit nicht verletzt werden: weil uns blos der Wohlstand verbindet, dankbar zu seyn, und unsere Wohl-

thäter, wenn wir es nicht find, uns zwar tadeln, aber nicht verklagen und mit Gewalt zur Erkenntlichkeit zwingen können. Eben die Regeln des Wohlstandes, welche wollen, daß man eine That mit Dank erkenne, und demjenigen, der uns dieselbe erwiesen, wieder zu gefallen lebe, wollen auch, daß man zu gewissen Zeiten von seinem Rechte etwas fallen lasse, und verbinden also einen Wohlthäter um so viel mehr, nicht so stark auf eine Erkenntlichkeit zu dringen, die er von demjenigen, dem er seine Güte empfinden lassen, nach dem strengen Rechte nicht fodern kann. Ein Wohlthäter, der dieses nicht bedenket, sondern den Undank, mit welchem ihm seine Wohlthaten belohnet werden, gar zu hoch aufmuget, und seine Güte nicht nur einstellt, sondern gar in Zorn und Ungnade verwandelt, ist eben so tadelhaft, als derjenige, der ihm durch seine Undankbarkeit zu diesem Fehltritt Gelegenheit gegeben, in den Augen des ganzen menschlichen Geschlechts scheußlich ist. Er giebt gar zu deutlich zu erkennen, daß ihm ganz was anders, als eine einfältige und uneigennütige Nächstenliebe bewogen, andern Gutes zu thun. Jeder siehet, daß er noch nicht unter diejenigen gehöre, deren Linke nicht weiß, was die Rechte thut,

und seine Klagen über die Undankbarkeit haben einen Klang, den man kaum von den Posaunen der Heuchler unterscheiden kann. — Man muß zwar gestehen, daß die Anzahl derer, die sich vor diesem Fehler hüten, sogar groß nicht ist: allein es ist doch noch nicht so weit gekommen, daß man unter den Menschen nicht Einige finden sollte, die sowohl die Natur einer Wohlthat als der Dankbarkeit einsehen.

Es giebt unstreitig so großmüthige Personen, die nur wohlthun, um das Vergnügen zu haben, ihrem Nächsten zu dienen, und sich wenig bekümmern, wie ihnen ihre Wohlthaten belohnet werden. Sie verachten den eiteln Ruhm, den Andere durch ihre Milde und Dienstfertigkeit zu erlangen suchen. Sie geben, nach dem Befehl des Apostels, einfältiglich: wenigstens stellen sie sich so. Man muß bekennen, daß dieses das sicherste und dabei unschuldigste Mittel ist, sich bey aller Welt Lob zu erwerben. Denn wer wollte nicht die Großmuth solcher Leute bewundern, die ohne die mindeste Absicht auf ihren Vortheil oder ihre Ehre andern Gutes thun, und nicht müde werden, obgleich diejenigen, denen sie Gutes thun, wenige oder wohl gar keine Erkenntlichkeit blicken lassen.

Ein solches Betragen hat was Göttliches an sich. Indem ich dieses sage, gebe ich zu verstehen, daß man Gott die höchste, die vollkommenste Großmuth belegen müsse. Ich sollte nicht meinen, daß Jemand, der nur einmal in seinem Leben die deutlichen Proben der Barmherzigkeit Gottes gegen unsere wenigen Verdienste gehalten, hieran zweifeln würde. Gott hat uns geliebt, da wir noch seine Feinde waren, sagt Paulus ausdrücklich. Einem Feinde aber Gutes thun, ist mehr, als fortfahren, einem Undankbaren mit Wohlthaten zu überschütten. Wer wollte demnach zweifeln, daß Gott, der das erste gethan, auch das letzte thun werde? Die Liebe Gottes gegen uns ist unendlich und seine Barmherzigkeit so groß, daß er auch seines eigenen Sohnes nicht verschonet, um seine Gerechtigkeit, die seinem Triebe, uns Gutes zu thun, im Wege stand, zu besänftigen. Was haben wir denn zu fürchten? wir sind vollkommen vor dem Zorn Gottes gesichert, wir sind mit ihm ausgesöhnet; wir sind seine Freunde, ja wir sind seine Kinder.

Ich gestehe, alle diese uns ohne unser Verdienst und Würdigkeit erzeigte Gnade fodert von uns eine Erkenntlichkeit. Allein das ist unsere

Sorge. Die unendliche Großmuth, die wir unserm himmlischen Wohlthäter nothwendig beklagen müssen, und die Regeln des Wohlstandes, aus welchen nach der Lehre unserer Kirche alle unsere Pflichten gegen Gott, und sein Verfahren mit uns, herzuleiten, und zu beurtheilen, wirken in Gott eine moralische Nothwendigkeit, uns zu einer Tugend, die ihrer Natur nach so freywillig, als die Dankbarkeit seyn muß, nicht mit Gewalt zu zwingen. Diese moralische Nothwendigkeit ist in Ansehung eines Wesens, das nothwendig das Beste wählet, von einer fast geometrischen Gewißheit. Folglich ist es unmöglich, daß Gott an uns den Mangel der Dankbarkeit strafe, und folglich ist es nicht nöthig, daß wir gute Werke thun, um selig zu werden, und der ewigen Verdammniß zu entgehen.

Um Ew. Hochedelgebohren von dieser Wahrheit recht zu überführen, und Ihnen die Größe Ihres Irrthums deutlich vorzustellen, bin ich so weitläufig gewesen, daß ich fast besorgen muß, Ihnen durch meine Weitläufigkeit verdrüsslich zu fallen. Allein eine innige Freude, die ich darob empfinde, daß die allein seligmachende Lehre unserer Kirche, die so felsenfest in der heiligen Schrift gegründet ist, mit dem, was uns die gesunde Ver-

nunft von der Natur der Wohlthaten und der Dankbarkeit lehret, so wohl übereinstimmt, hat mir nicht vergönnet, eher abzubrechen. Es ist zwar diese Uebereinstimmung nicht unumgänglich nothwendig; doch erquickt sie einen Jeden, der es mit der Wahrheit redlich meint, und strafet, wenn sie deutlich gezeiget wird, den Feinden der Wahrheit den Mund auf einmal. Alles was sie nach einer Niederlage thun könnten, ist, daß sie einige üble Folgen aus unserer Lehre ziehen, um dieselbe verhaßt und verdächtig zu machen.

„Auf solche Art“ sprechen diese Leute: „wird man alle Tugend aus der Welt verbannen: und es würde folgen, daß es gleich viel sey, ob man wohl oder übel lebe, weil man keinen guten-zureichenden Grund angeben könne, warum man fromm seyn müsse.“ Man hat nicht nöthig, vor diesen Einwürfen zu erschrecken; sie haben wahrscheinlich nicht viel auf sich, und verrathen die Unwissenheit und Halsstarrigkeit ihrer Urheber so merklich, daß man sie nicht anders als mit Mitleiden ansehen kann. — Ich will mit leichter Mühe darauf antworten.

Wir lehren, die guten Werke sind nicht nöthig zur Seligkeit, weil uns bloß eine Erkennt-

Ilckheit, die ihrer Natur nach keinen Zwang leidet, dazu verbindet. Sollte dieses heißen, die Tugend aus der Welt verbannen? Ich kann mir es nicht einbilden, — vielmehr glaube ich, daß ohne diese heilsame Lehre keine Tugend in der Welt seyn könne. Diese Lehre giebt der Tugend den rechten Glanz, und dasjenige, ohne welches keine Tugend seyn würde, ich meine die Freywilligkeit. Wer aus Zwang Gutes thut, und sich in seinen Handlungen bloß von der Furcht der Strafe und Hoffnung der Belohnung regieren läßt, ist nicht wahrhaftig tugendhaft: und verdient kein Lob. Es ist zwischen ihm und den Bösen kein Unterschied.

*Oderunt peccare mali formidine poenae.*

Alle tugendhafte Thaten, die aus so unlautern Absichten fließen, haben einen guten Schein: sie haben aber nichts mehr, als den Schein des Guten: und der heilige Augustinus hat nicht unrecht, wenn er die Tugenden der Henden glänzende Laster (*splendida vitia*) nennt.

Was würde aber unter den Tugenden der Christen und den äußerlich gut scheinenden Thaten der Henden für ein Unterschied seyn, wenn die Christen nicht durch weit reinere und höhere

Gründe zum Guten getrieben würden. Die Hoffnung der Seligkeit, die Furcht vor der Hölle müssen nicht der Bewegungsgrund seyn, warum ein Christ Gutes thut. So bald er sich durch diese Leidenschaften regieren läßt, ist alles Gute so er thut, ein Greuel in Gottes Augen, und er ein übertünchtes Grab. Seine Tugenden müssen ihren Ursprung in seinem Glauben haben, denn was nicht aus dem Glauben gehet, ist Sünde. Dieser Glaube bestehet in einer festen Versicherung, daß Christus für uns das Gesetz erfüllet habe. Hieraus fließet eine Erkenntlichkeit, die uns antreibt, den Geboten eines so liebevollen Heilandes zu gehorchen, und diese Erkenntlichkeit schließet allen gesetzlichen Zwang aus. Den Gerechten ist kein Gesetz gegeben. Wir sind durch Christum gerecht gemacht, und müssen also freiwillig ohne alle Absicht auf Belohnung und Strafe aus einer reinen Liebe zu Gott, Gutes thun.

*Oderunt peccare boni virtutis amore.*

Dieses alles müßte aber nicht wahr seyn, wenn die guten Werke zur Seligkeit nöthig, oder wir zur Haltung der göttlichen Gebote durch etwas mehr, als durch die bloßen Regeln des Wohlstan-

des,

des, verbunden wären. So bald wir nach dem strengen Rechte schuldig sind, fromm zu seyn, so heißt unsere Frömmigkeit nichts, und wir verdienen kein Lob. Wir thun, was wir schuldig sind, und sind unnütze Knechte: weil das, was wir thun, wie gut es auch scheint, doch keine wahre Tugend ist.

Nun aber urtheilen Ew. Hochedelgebohren, wer die Tugend aus der Welt verbannet? derjenige, welcher lehrt, man müsse aus einer reinen Liebe Gutes thun, oder die, welche wollen, man müsse es aus Furcht vor der Strafe thun? Ist es nicht augenscheinlich, daß Jener Vernunft und Schrift auf seiner Seite hat, und deutlich lehre, worinn das wahre Wesen einer Tugend bestehe; diese hergegen solche Dinge lehren, die alle Tugend vernichten, und eine geschminkte, und nur von außen schön gleichende Frömmigkeit an deren Stelle setzen? Ja was das ärgste ist, die scheinheiligen Lehren solcher Leute schmälern das vollkommene Verdienst Christi, und machen aus dem Werke der Erlösung, die ein Werk der bloßen Barmherzigkeit und Großmuth ist, einen eigennützigen Handel. Es wird dasjenige daraus, welches die Rechtsgelehrten einen *contractum innominatum* nennen. Fa-

cio spricht Gott nach ihrer Meinung, ut facias. Das heißt, ich will auch zwar ohne Verdienst aus Gnaden selig machen: aber ihr sollt demungeachtet alles thun, was nöthig ist, diese Seligkeit zu erlangen, und wenn ihr das nicht thut, sollt ihr ewig verdammt seyn. Dieses muß nach ihrer Lehre der Kern des Evangelii seyn? Wer will ihnen aber dieses glauben? Wer wollte sich nicht schämen, dem obersten, und weisesten Wesen so unaufrichtige Reden in den Mund zu legen. Bei solchen Lehren müssen alle Begriffe von Wohlthat und Dankbarkeit, die in der Lehre von der Erlösung alles ausmachen, nothwendig verlohren gehen.

Ev. Hochedelgebohren sehen also, (wenn Sie kein Socinianer oder Naturalist sind) wie nöthig es sey, die Unnöthigkeit der guten Werke zur Erlangung der Seligkeit zu behaupten: und ich begreife nicht, was die Feinde dieser tröstlichen Lehre sagen wollen, wenn sie ferner einwenden „auf solche Art würde es gleich viel seyn, ob man wohl oder übel lebe.“ Wahrscheinlich verstehen sie diese Gleichgültigkeit nur in Ansehung der Seligkeit, denn davon ist die Rede. Sehen aber dann die guten Leute nicht, daß dieses keine ungereimte Folge

sey, die bey uns einen Abscheu vor unserer Lehre erwecken könne? Es ist unsere Lehre mit andern Worten ausgedrückt; sie sagen also in der That nichts. Wollen sie aber so viel sagen, es sey überhaupt einerley, ob man tugendhaft oder lasterhaft sey, so müssen sie wissen, daß dieses aus derjenigen Evangelischen Wahrheit, die sie anfechten, auf keine Weise fließe. Eine schöne Gesichtsbildung, ein geschickter Fuß, eine Fertigkeit im Schwimmen u. d. gl. ist keine notwendige Eigenschaft eines Predigers: er kann ohne sie seiner Gemeinde wohl vorstehen. Allein wer wollte daher wohl den lächerlichen Schluß machen, alle jetzt erwähnten Eigenschaften wären einem Menschen, der ein geistlich Amt verwalte, ganz und gar nichts nütze, und es sey einerley, ob er sie besitze oder nicht? Ist es nicht vielmehr offenbar, daß, ob sie ihm wohl zu rechter Verrichtung seines Amtes weder behülflich noch hinderlich sind, die beyden ersten sehr geschickt sind, ihn zu einer guten Heurath zu verhelfen, die letzte aber zur Errettung seines Lebens in Wassergefahr höchst nöthig seyn könne?

Ob also gleich die guten Werke zu unserer Seligkeit so wenig nöthig sind, als ein krauses

Haar und dicke Waden, so ist es doch nicht unmöglich, eine gute und bündige Ursache zu geben, warum es besser sey, sich der Tugend zu befleißigen, als lasterhaft zu seyn: eben so wenig unmöglich, als es unmöglich ist, Fälle zu erdenken, da unser Haar und unsere Waden uns nützlich seyn können. — Womit ich mich jetzt den Kopf nicht zerbrechen will.

Unsere Gottesgelehrten haben noch nie geleugnet, daß Gott auf einen vernünftigen, tugendhaften Wandel eine zeitliche Belohnung gesetzt, die wohl werth sey, daß man sich bemühe, derselben theilhaftig zu werden. Die Tugend ist so gemiß der einzige Grund alles wahren Vergnügens, das wir hienieden empfinden, als es gewiß ist, daß unsere lasterhaften Neigungen, wenn wir sie nicht im Zaum halten, uns selbst und andere unglücklich machen. Ueberdem sind die guten Werke ein sicheres Merkmal, daß unser Glaube rechtschaffen sey, weil sie deutlich weisen, daß er in uns die Erkenntniß gewürket, die er wirken kann, wenn er so beschaffen ist, als er seyn soll. Sie dienen daher, daß unser Glaube unsern Nächsten kennbar werde, und rechtfertigen uns also vor den Menschen, gleichwie uns der Glaube

vor Gott gerecht macht. Und in diesem Verstande hat auch der Apostel Jakob, wie unsere Gottesgelehrte gar scharfsinnig anmerken, gesagt, daß der Mensch durch die Werke gerecht werde, nicht durch den Glauben allein. (Jakob 11. 24.) Der Apostel lehret uns in diesen Worten sehr deutlich, worinn der Nutzen der guten Werke bestehe; und dieser Nutzen, samt den übrigen Vortheilen, welche die Tugend mit sich führet, ist wichtig genug, uns zu bewegen, die Tugend den Lastern vorzuziehen.

Dieses könnte genug seyn, auch den halsstarrigsten Widersprecher zum Stillschweigen zu bringen: allein es fällt mir noch etwas bey, das uns gemein geschieht, die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit außer allem Streit zu setzen. Da ich mich nicht entsinne, daß die Anmerkung, die ich zu machen denke, von unsern Gottesgelehrten, ungeachtet sie virtualiter in ihren Schriften steckt, gebührend auseinander gewickelt ist, so will ich sie Ew. Hochedelgeborenen aufrichtig mittheilen. Sie bestehet nicht in solchen Einfällen, an welchen es den Geistlichen selten zu fehlen pfleget, und welche, ihrer Erbaulichkeit und verborgenen Schönheit ungeachtet, von den naseweisen Vernünftlern für

für rednerische Aufschneiderereyen gehalten werden, die nur gut sind für die Kanzel. Sie gründet sich auf unstreitige philosophische Sätze.

1. Der erste davon ist dieser. Ein großmüthiger Wohlthäter kann von demjenigen, dem er Gutes gethan, nicht verlangen, daß er ihm seine Dankbarkeit durch solche Thaten erweisen soll, zu welchen er völlig unfähig ist, und die Hülfe eines andern nöthig hat. Wäre es nicht unbillig, einen Armen, dem ich einst ein Almosen gegeben, für Undankbar zu halten, weil er mir nachher, da ich Geld nöthig habe, nichts vorschießen kann? —

2. Ein großmüthiger Wohlthäter ist zufrieden, wenn diejenigen, die von ihm Wohlthaten genossen, und deren Unvermögen ihm bekannt ist, ihm ihr dankbares Gemüthe mit Worten zu erkennen geben, sein Lob bey aller Welt ausbreiten, und ihm eine Ehretributung erweisen, die mit der Größe seiner Wohlthaten übereinkommt.

Ich zweifle nicht, Erw. Hochedelgeborenen werden schon merken, wo ich hinaus will. Ich will sagen, daß es also wider die Natur des Werkes der Erlösung läuft, daß die guten Werke zur Seligkeit nöthig seyn sollten. Christus hat uns vom Fluch des Gesetzes erlöst, indem er dasselbe an

unserer Statt erfüllte, weil uns dieses schlechterdings unmöglich war. — Und dennoch sollen unsere guten Werke eine Bedingung seyn, ohne welche diese Genugthuung uns nicht zu statten kommen kann!

Mich deucht, dieses ist ein förmlicher Widerspruch. Die gesunde Vernunft lehret uns, daß unser Heyland unmöglich einen Grad der Dankbarkeit von uns fordern könne, der unsere Kräfte übersteiget. Sie lehret uns ferner, daß die guten Werke nicht das einzige sind, wodurch wir unsern himmlischen Wohlthäter unsere Dankbarkeit bezeugen können. Wir können dankbar seyn ohne Tugend. Auch der Dank, der in bloßen Worten bestehet, ist einem Wohlthäter, der gar wohl weiß, daß ein mehreres nicht in dem Vermögen dessen, dem er eine Gutthat erwiesen, angenehm. Wenn wir demnach die große Liebe Gottes und Jesu Christi preisen, wenn wir unserm Erlöser den verbindlichsten Dank sagen, und nur mit Andacht singen:

Ich dank dir Christe Gottes Sohn,

Daß du für mich genug gethan,

so kann uns niemand vorwerfen, daß unser Glaube nicht thätig sey. Diesen Vorwurf haben wir

noch weniger zu besorgen, wenn wir unserm Hen-  
 lande alle ersinnliche Ehrerbietung erweisen, von  
 seiner Person die höchsten Begriffe hegen, seine  
 göttliche Ehre wider diejenigen, welche ihm die-  
 selbe freventlich rauben wollen, mannhaft verthei-  
 digen, seinen Worten blindlings glauben, und uns  
 von diesen weder durch Verfolgung noch durch  
 die Einwürfe, die uns unsere verderbte Vernunft  
 wider die Geheimnisse des Evangelii macht, ab-  
 wendig machen lassen. Ja diese Gefangenneh-  
 mung unserer Vernunft unter dem Gehorsam des  
 Glaubens ist einzig und allein fähig, die Größe  
 unserer Dankbarkeit an den Tag zu legen. Das  
 Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit ist der Ver-  
 nunft so unbegreiflich, und scheint so sehr wider  
 die deutlichsten Begriffe, die wir von der Natur  
 der Zahlen haben, zu streiten, daß ich mich nicht  
 scheue, zu sagen, ein Christ, der sich so weit ver-  
 läugnen könne, daß er das Athanasische Glaubens-  
 bekennniß in allen Punkten und Klausen gläubig  
 annimmt, habe seiner Pflicht völlig ein Genüge  
 gethan, und könne derjenigen Belohnung, welche  
 der heilige Verfasser desselben allen, die es anneh-  
 men werden, versprochen, festiglich versichert seyn.  
 Wer dieses geistliche Wer da? mit einem deut-

lichen und klaren „Gut Freund,“ beantworten kann, der wird ohne weitere Nachfrage ins Paradies eingelassen.

Was ich von dem Geheimniß der Dreieinigkeit gesagt, kann man mit eben dem Zug von der Vereinigung der beyden Naturen in Christo, von der Mittheilung der göttlichen Eigenschaften, und der wesentlichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl sagen. — Diese Lehren sind nicht weniger unbegreiflich, als die Lehre von einem Gott in drey Personen, und die dankbare Ehrerbietung, die wir unserm Heilande durch einen Benfall in diesem Stücke erweisen, ist um so viel größer, je gewisser es ist, daß derjenige im höchsten Grad dankbar seyn muß, der es seinem Wohlthäter an den Augen, wie man redet, ansehen kann, was er haben will, und sich alle Mühe giebt, die Meinung desselben, die er nur durch ein halbes Wort zu erkennen gegeben, völlig zu entdecken, um derselben gehorsamlich nachzukommen. —

Diesen Ruhm kann auch der Feind unsern Gottesgelehrten nicht rauben. Die heilsamen und geheimnißvollen Wahrheiten, von welchen wir reden, stehen nicht in der heiligen Schrift mit so

viel Worten, als sie jetzt in unserer Kirche den Gläubigern vorgetragen werden. Man findet sie daselbst nicht allemahl (*κατα γινωσκον*) dem Buchstaben nach; sondern nur oft (*κατα διανοιαν*) dem Sinn nach. Diesen Sinn, diese *διανοιαν* recht zu erforschen, ist gewiß keine geringe Arbeit. Man kann also von dem Glauben der Christen, die sich durch Nichts abhalten lassen, diese Mühe über sich zu nehmen, keinen andern als guten Begriff haben, und muß aus ihrem unverdrossenen Forschen in der Schrift nothwendig von ihrer Dankbarkeit gegen Gott ein gutes Urtheil fällen.

Glauben Erw. Hochedelgebohren nicht, daß dieses nur in Ansehung derer gelte, die wirklich diese mühsame Ausgrübelung der Lehren des Evangelii über sich genommen, und, wie aus unsern Systemen zu ersehen, glücklich ausgeführet haben. Auch diejenigen, die nicht im Stande sind, für sich den verborgenen Sinn der Schrift zu finden, und von den Entdeckungen ihrer geistlichen Führer zu urtheilen, verdienen, daß man ihren Glauben und die tiefe Ehrerbietung, die er in ihnen würkelt, bewundere. Indem sie das, was ihnen ihre Lehrer sagen, auf Glauben annehmen, machen sie sich der Seligkeit würdig, die Christus

allen denen, die nicht sehen und doch glauben \*), versprochen hat. Mich dünkt, ich kann aus diesem allem den sichern Schluß machen, daß (da der Glaube, wenn er rechtschaffen und thätig ist, uns zu einer Erkenntlichkeit gegen unsern Heiland antreibt, und wir diese Erkenntlichkeit durch eine gläubige und vielfältige Annehmung der geheimnißvollen Lehre unserer Kirche, auf eine Art an den Tag legen können, die Gott nothwendig gefallen muß) es nicht unumgänglich nothwendig ist, gute Werke zu thun.

Erw. Hochedelgebohren lehren das Gegentheil, und entfernen sich also von der Wahrheit, die, Gottlob, in unserer Kirche von jeher durch ihr Verfahren gegen die Gottlosen und Irrenden bewiesen, daß es ihre beständige Meinung gewesen, daß Jene bey weitem nicht so gröblich sündigen, als Diese, und Diese daher mit mehrerem Ernst als Jene zu bestrafen. Wir sind so geneigt, einen in Ansehung der Sitten strauchelnden Bruder, der orthodox ist, mit sanftmüthigem Geiste wieder aufzuhelfen, und ihm seinen Fehltritt, (so lange derselbe nur nicht so groß ist, daß er von dem welt-

---

\*) Joh. 20. 29.

lichen Richter bestraft werden muß) unter dem Namen der menschlichen Schwachheit hingehen zu lassen, daß man sagen sollte, wir hielten die Laster eines Rechtgläubigen für *obscuras virtutes*, so wie wir die tugendhaften Thaten derjenigen, die nicht reiner Lehre sind, für *splendida vitia* hielten.

Allein wage es einer und lasse sich merken, daß ihm auch nur die geringste von unsern Lehren nicht gefalle: wir werden ihm gewiß die Probe unsers Eifers um das Haus des Herrn auf's Nachdrücklichste zu fühlen geben. Wir werden ihm sogleich den Namen eines wahren Christen absprechen, wenn auch sein Wandel noch so unsträflich ist. Ein Priester wird abgesetzt, sobald man nur weiß, daß er irriger Lehre ist. Allein noch hab' ich nicht gehört, daß man einem Presbyter, der sich nur vor offenbaren groben Subenstücken und Schandthaten, die der Ahndung des Richters unterworfen sind, hütet, seiner sonst unanständigen und mit den Geboten Christi nicht übereinstimmenden Lebensart wegen, auch nur einen Heller von seinem Einkommen entzogen habe. Man stellt ihn nicht einmahl darüber zu rede, man überläßt es seinem Gewissen, und decket seine

Fehler mit dem Mantel der Liebe zu. Ich kenne viele von meinen Amtsbrüdern, die von ihrem Hochmuth, Eigensinn, Geiz, Neid, u. s. w. weit stärkere Proben geben, als von den diesen Lastern entgegengesetzte Tugenden. Ich kenne unterschiedliche, die aus einer löblichen Begierde, sich so weit als möglich von den Scheinheiligen zu entfernen (die, wie der Apostel sagt, des Leibes nicht verschonen, und dem Fleisch nicht seine Ehre thun zu seiner Nothdurft \*) einen Wandel führen, den ich, wenn mich nicht die Ehrerbietung gegen das heilige Amt, das sie führen, abhielte, höchst liederlich nennen wollte. Aber alle diese Männer hören darum nicht auf, rechtschaffene Diener Gottes zu seyn, welches sie thun würden, wenn ihre Lehre nur den tausendsten Theil so irrig wäre, als ihre Aufführung lasterhaft ist. Die Ursache ist, weil unsere Gottesgelehrten wider die alten und neuen Donatisten mit Recht behaupten, daß die Gottlosigkeit eines Predigers der Gültigkeit und Kraft seines Amtes nichts nehme. Wie könnten sie aber dieses thun, wenn die guten Werke nach Ew. Hochedelgeboh-

---

\*) Coloss. 2, 22.

ren Behauptung eine so nothwendige Eigenschaft, und nicht vielmehr ein bloßer Zierrat eines Christen wäre?

Ein Prediger soll die Leute zu guten Christen machen. Falls nun sein Unterricht nicht eben so fruchtlos seyn soll, als die Unterweisung, die man von einem lahmen Tanzmeister erwarten kann, so muß er alles an sich haben, was einem Christen nothwendig ist, ja, er muß noch vollkommener seyn, als die, welche er unterrichtet, weil eben dadurch der Lehrer von dem Schüler unterschieden ist. Nun sehen wir aber, daß ein Prediger sein Amt wohl verwalten kann, ohne daß er fromm ist: wir müssen also gestehen, daß die guten Werke zu dem Wesen eines rechtschaffenen Christen nicht gehören, wenn wir nicht den widersprechenden Satz behaupten wollen, es könne einer ein rechtschaffener Prediger, und folglich ein vollkommener Christ seyn, ohne die nothwendigen Eigenschaften eines Christen zu besitzen; oder man könne eine Kunst von einem Menschen lernen, der sie selbst nicht verstehe.

Ev. Hochedelgeborenen sehen hieraus, daß Ihre Behauptung den Lehren unserer Kirche schnurstracks zuwider, und also falsch und irrig ist.

Wollen Sie sich nun des gegründeten Verdachts entledigen, in welchen Sie durch Ihre anstößige Ausdrücke gerathen sind, so werden Sie wohl thun, wenn Sie mit unserer Kirche bekennen, daß der rechte Glaube und eine unverfälschte Lehre einzig und allein zu dem Wesen eines Christen gehöre; denn dieses ist unsere beständige Meinung.

Wollen Ew. Hochedelgebohren mir nicht glauben, so hören Sie unsern seligen Vater Luther. „Wenn man“ sagt er in seiner Auslegung des neunten Kapitels des ersten Buchs Mose „predigt vom Glauben, soll man zusehen, daß man auf's Lauterste predige, denn er kann nicht leiden, daß man etwas daneben einführe. Die Liebe aber kann viel Dinge leiden, wie Paulus sagt, die Liebe duldet alles, auch die bösen Buben, wie Christus uns getragen hat, sondern der Glaube trägt nichts, spricht also: daß die Leute unvollkommen leben, da mag man Geduld haben, aber mit unrechter Lehre hab' ich keine Geduld. Derhalben ist groß Unterschied unter der Lehre und Leben. Mit der Lehre gilt's nicht scherzen, die muß rein und recht bleiben. NB. Aber mit dem Leben halten wir's nicht so streng, wie man auch im Evangelio siehet, daß Christus Geduld hat mit den

Jüngern, und durch die Finger siehet, wenn sie gleich gröblich straucheln, doch strafet er sie zuweilen auch, und spricht, daß ist nicht recht. Das ist die Lehre. Mit den Pharisäern aber und Heuchlern hatte er immer keine Geduld, denn es trift nicht das Leben, sondern die Lehre. Es liegt die größte Macht an der Lehre, wenn die rein bleibt, so kann man allerley unvollkommen Leben und Schwachheit tragen. Sofern daß man an der Lehre halte, und bekenne, daß des Lebens anders seyn sollte; wo aber die Lehre verfälscht wird, so ist dem Leben auch nicht mehr zu helfen.“

Ev. Hochedelgebohren sehen aus dieser Stelle, daß der selige Luther sagt, es sey gut, wenn Lehre und Leben mit einander übereinstimmen. Wenn aber ja eins seyn sollte, so könne man sich in der Christenheit eher ohne gute Sitten, als ohne eine Lehre behelfen. Welches eben so viel ist, als wenn er gesagt hätte, man müsse das Nothwendige dem, was bloß zum Zierraht dienet, vorziehen. Und daß dieses seine wahre Meynung sey, erhellet noch deutlicher aus folgenden Worten, die am angeführten Orte befindlich: „Also,“ heißt es, „läßet hie Gott nach, und will, daß man Fleisch esse, verbeut aber das Blut zu essen.

essen. Als sollte er sagen, halt mir den Glauben rein, ob du gleich die Liebe nicht kannst rein und vollkommen halten und haben."

Man muß gestehen, man will oder will nicht, daß unserm seligen Luther die Lehre von der Unnöthigkeit der guten Werke, recht an's Herze mußte gewachsen gewesen seyn. Um eine Meynung zu behaupten, die er nicht für sonderlich wichtig gehalten, würde er sich nicht die Mühe gegeben haben, einen so tiefen Verstand aus Worten zu ziehen, die dem ersten Ansehen nach nichts weniger zu sagen scheinen, als das, was er daraus schließet. Denn wer sollte sich jemahls träumen lassen, daß in dem Verbote des Bluteßens die falsche Lehre von der Nothwendigkeit der guten Werke verworfen worden. Diese wichtige Entdeckung ist schon einzig und allein fähig, uns nebst dem ausnehmenden Verstande und großen Eifer für die reine Lehre auch den heroischen Heldemuth des Mannes Gottes Lutheri zu erkennen zu geben: Der Schluß, den der selige Vater aus dem verbotenen Bluteßen machet, ist der Vernunft so unbegreiflich, und den Augen natürlicher Menschen so ungereimt, daß Luther nichts anders von diesen Leuten zur Belohnung seiner Arbeit ver-

mühten konnte, als daß sie ihm zurufen würden:  
 Paule du rasest.

Allein ob ihn gleich der Spottgeist des Meis-  
 ter Klügels, mit dem er in seinen Schriften so  
 oft zu thun hat, mehr als zu bekannt war, so ver-  
 achtete er doch gar heroisch alle widrige Urtheile,  
 die nothwendig über eine Auslegung von so be-  
 sondere Art ergehen mußten. Er ließ sich in nichts  
 irren, und fuhr fort, den Schacht des göttlichen  
 Wortes mit Verachtung aller Mühe und Gefahr  
 zu durchkriechen, um die darinn verborgenen Schä-  
 tze ans Licht zu bringen. — Gott segnete seine  
 Arbeit, und selbst in der schon angeführten Ausle-  
 gung findet man unzählige Spuren dieses Segens.  
 Ich will nur noch einige, die sich zu der Materie,  
 wovon wir reden, vorzüglich schicken, mit Ihrer  
 Erlaubniß anführen.

Die Blutschande Loths, die Henraht Isaaks  
 und der Name der Rebekka, sind Dinge, die,  
 wenn man sie obenhin ansiehet, nichts vom Glau-  
 ben und von guten Werken in sich zu fassen schei-  
 nen. Allein ein so großer Geist, wie Luther, sieht  
 weiter, als das blöde Gesicht anderer Menschen  
 reicht.

Er findet auch darinn etwas wider die guten

Werke: „Wie,“ schreibt er bey der Blutschande Loths: „die zwei Töchter ihrem Vater nachhuren und von ihm schwanger werden, also thun auch alle, so mit Werken vor Gott kommen, und vom freyen Willen lehren, brauchen den Saamen nicht, dahin sich's gehöret; das ist nun gleich so viel, als wenn die Tochter bey dem Vater schief, und Hurenkinder zeuget.“ — Und bey der Heyraht Isaaks macht er über den Namen der Braut, folgende sinnreiche und erbauliche Anmerkung: „Dazu stimmt auch der Braut Namen Rebecca, das ist gemeste oder feiste Plunsch und dicke Prozel, das ist, die Synagoge, gemest und feist mit großen Werken, muß sich aber darnach durchs Evangelium einziehen und schlang machen, ist noch fett und voll eigner Werke, damit sie wollen den Himmel pochen, wie der fette Eylon.“

Ich bitte Ew. Hochedelgebohren mit mir die großen Verdienste Luthers in Hervorbringung und Befestigung der Wahrheit zu preisen, und seinen Verstand, Eifer und Muht zu bewundern. Ich gebe Ihnen zu bedenken, ob es nicht eine große Undankbarkeit sey, eine Lehre, die dieses theure Rüstzeug mit so vieler Mühe und so weit hergeholten Gründen verfochten, zu verlassen, und sich einzu-

bilden, der entgegengesetzte Irrthum könne gar wohl mit selbiger bestehen? Die reinsten Lehrer unserer Kirche haben bis auf den heutigen Tag andere Gedanken gehabt. Sie haben es von jeher ihre größte Sorge seyn lassen, die Lehre, nach dem Rathe ihres geistlichen Vaters, rein zu behalten. Sie haben zu dem Ende wo sie nur gekonnt, die irrigen Lehrer ihrer Dienste entsetzt, aus dem Lande verjaget, ins Gefängniß geworfen, oder, wenn dieses sich nicht thun lassen wollte, wenigstens mit dem Munde wider sie geeifert; mit einem Worte alles gethan, was einer, der die, so den Herrn hassen, in rechtem Ernste mit dem König und Propheten David hasset, thun muß. Dieses müssen ihnen auch ihre ärgsten Feinde lassen. Sinegen kann ihnen auch der boshafte und unverschämteste Verläumder nicht nachsagen, daß sie jemals auf die Nothwendigkeit der guten Werke gedrungen, oder etwas gethan, woraus man schließen könnte, daß sie dieselbe für so wichtig als die Reinigkeit der Lehre hielten. Vielmehr ist gewiß, daß sie sich allen denen, die von einer Verbesserung des Christenthums in Ansehung der Sitten geschwaget, zu allen Zeiten männlich widersetzt, und diejenigen, welche dieses gethan, für

falsche Brüder, und in Schaafskleider sich wickeln, de Wolfe gehalten. So ging es dem bekannten Johann Arnd, dem Rostockischen Müller, und dem an eben diesem Orte lehrenden Großgebauer. Es ist wahr, man sah diesen letzten nur mit scheelen Augen an. Allein es ist auch glaublich, daß man ihn härter würde angegriffen haben, wenn ihn Gott nicht aus gerechtem Gericht in der Hälfte seiner Tage weggenommen hätte.

Durch dieses löbliche Verfahren unserer Kirche war die Reinigkeit der Lehre auf so festen Fuß gesetzt, daß man vermuthen sollte, sie würde nimmermehr von irgend einem Irrgeiste angefochten werden. Auf den Akademiceen unterwies man die, welche sich dem Dienste der Kirche widmeten, in keiner andern Wissenschaft, als in der Kunst, mit den Kegnern um die Wahrheit zu fechten: und wenn sie, auf solche Art zu rechter Führung der Kirche des Herrn zubereitet, wirklich zum Lehramt kamen, so trugen sie ihren Gemeinden vor, was sie gelernet hatten, nemlich die unverfälschte lautere Milch des Evangelii. Sie verfluchten die Keger, trösteten die Sünder, und vermieden sorgfältig, der Besserung des Lebens, und der guten Werke zu gedenken; mußten sie ehrenhalber zuwei-

len wider die Laster eifern, so geschehe es nur wider diejenigen, die gar zu grob waren, und zwar mit einer Art, daraus man wohl abnehmen konnte, daß sie aus den guten Werken die Hauptsache zu machen nicht gewillet. Schlugen sie einem groben Sünder mit dem Hammer des Gesetzes eine Wunde, so ließen sie ihn nicht, wie klein auch die Wunde war, unverbunden in seinem Blute liegen; sie hatten gleich das Oel und den Wein des Evangelii zur Hand, und tröpfelten von diesen heilsamen Säften so viel in die gemachte Wunde, als nöthig war, zu verhindern, daß der kalte Brand der Verzweiflung nicht dazu schlänge.

Aber, fuimus Troes, diese glücklichen Zeiten sind verschwunden. Es hat sich eine Art Menschen hervorgethan, die da haben den Schein eines gottseligen Wesens, seine Kraft aber verleugnen. Diese neuen Kezer haben unter dem scheinbaren Vorwande, das Christenthum habe eine Besserung nöthig, das geistliche Israel ungemein verwirret. Es haben sich zwar unsere Gottesgelehrten diesem Unwesen nach äußerstem Vermögen widersetzt, und alles gethan, dieses Uebel in der ersten Gebuhr zu ersticken. Sie griffen diese Schwär:

mer in Leipzig, wo sie ihre neuen Götter zuerst verkündigten, mit solchem Nachdruck an, daß es um sie gethan zu seyn schien. Allein da diese böse Kotte unter dem Schutze eines sonst grossen und löblichen Priesters in dem neuen Samarien ihre Sicherheit fand, erholte sie sich bald wieder, und hat sich seit der Zeit dergestalt ausgebreitet, daß es, wenn Gott nicht auf eine außerordentliche Weise ins Mittel tritt, um unsere arme Kirche schlecht ausseheth; denn jene Kotte fängt nicht allein an, sich an Dörfern einzunisteln, wo sie vor diesem am wenigsten geduldet wurde, sondern sie hat auch durch ihr böses Exempel viele sonst reine Lehrer dahin gebracht, daß sie, aus Furcht für gottlose Leute angesehen zu werden, das Gesetz (welches zu unserer Väter Zeiten was unerhörtes!) so stark als den Glauben zu treiben beginnen. O Deus, in quae tempora nos reservasti.

Ich weiß wohl, diese letzten rechtschaffenen Männer meynen es so böse nicht, wie man, wenn sie es auch nicht ausdrücklich sagten, zur Noth aus ihrem Wandel, der nichts weniger als pietistisch ist, abnehmen könnte. Was sie thun, geschieht aus einer theologischen Klugheit. Allein es will mir doch nicht gefallen, daß man dem

Teufel so viel einräumt, und aus Menschenfurcht heuchelt. Es läßt, als wenn unsere Prediger meinen, man müsse in seinem Herzen orthodox, und auf der Kanzel Pietist seyn. Eben wie der bekannte Jurien sagte, man müsse es mit den heiligen Augustin halten, aber doch auf Pelagianisch predigen (*qu'il faut prêcher à la Pelagienne.*)

Wenn ich nicht irre, so hat dieses Betragen unserer sonst rechtgläubigen Lehrer Erw. Hochedelsgebohren bewogen, zu glauben, es habe nicht viel zu bedeuten, wenn man dem rechten Glauben, der allein gerecht macht, die guten Werke an die Seite setzte. Allein ich glaube auch, daß Erw. Hochedelsgebohren aus dem, was ich bisher geschrieben, erkennen werden, daß dieses eine Sache, die man nicht für so gleichgültig anzusehen hat, als man jetzt insgemein zu thun gewohnt ist. Es hängt unsere ewige Wohlfahrt daran. Viele gottselige Männer, die herzhast genug sind, sich einer einreißenden übeln Gewohnheit entgegen zu setzen, erkennen dieses, und bleiben bei der alten rechtgläubigen Weise, das Wort Gottes zu predigen. Sie mischen die Ermahnungen zur Tugend nicht dergestalt in ihre öffentlichen Reden, daß man sie, ohne diese Reden zu verstümmeln, nicht davon

trennen könnte; sondern sie hängen dieselben zum Beschluß als eine Zugabe hinten an, doch so, daß man solche leicht überhören kann, und daß sie dieselben weglassen könnten, ohne daß darum ihre Predigt etwas von ihrer Anmuth und Erbaulichkeit verlieren würde.

Was mich, den geringsten unter allen Dienern Christi anfanget, so habe ich die Gewohnheit, daß ich meinen Zuhörern zwar verspreche, sowohl von der Erkenntniß, als der Nachfolge Christi zu handeln: allein ich brauche dabey die theologische Vorsicht, daß ich mich bey dem ersten Punkt so lange aufhalte, bis keine Zeit mehr übrig ist, von dem letzten zu reden. Alsdann sag' ich meinen Zuhörern gleichsam ganz bestürzt, daß die Zeit bereits verflossen, und wickele mich von meiner Zusage mit einem Seufzer los. Ich lehre mich nicht daran, wenn andere diese meine Lehre tadeln. Ich kann einem jeden seine Meinung lassen: ich glaube aber, ich habe auch den Geist Gottes \*), zum wenigsten bin ich versichert, daß ich auf solche Art ein Uebel verhüte, welches gewiß nicht geringe ist.

---

\*) 1 Cor. 7, 40.

Es ist sehr natürlich, daß Leute, wenn sie hören, daß die Beobachtung der Gebote Christi so unumgänglich nöthig zur Seligkeit sey, in die größte Verwirrung gerathen, und bey sich selbst denken: Wer kann denn selig werden? Solche Gedanken aber sind der erste Grad zu einer gefährlichen Schwermüthigkeit, die leicht zu einer Verzweiflung ausschlagen kann. Ich kann mir nicht einbilden, daß ich unrecht thue, wenn ich diesem Unglücke auf alle mögliche Weise vorzukommen suche. Es mögen die heimlichen und offenbaren Pietisten meine Aufführung beurtheilen, wie sie wollen; sie mögen unsere Lehre von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, die allein durch den Glauben geschieht, für noch so ungeschickt halten, eine Besserung des Willens zu wirken; ich bleibe einfältiglich bey der einmal erkannten und bekannten Wahrheit und sage mit unsrer Augspurgischen Confession \*).

„Wiewohl nun diese Lehre bey unversälfchten Leuten sehr verachtet wird, so befindet sich doch, daß sie dem blöden und erschrockenen Gewissen sehr tröstlich und heilsam ist, denn das Gewissen

---

\*) Art. 20.

kann nicht zu Ruhe und Frieden kommen durch Werke, sondern allein durch den Glauben." — —

Wer diesen Worten, wie ein jeder aufrichtiger Evangelischer Christ thun muß, einfältig glaubet, und den Nachdruck derselben völlig einseheth, kann allen Pietisten und Schwärmern ledlich Trost bieten. Ich möchte wohl wissen, was ihre Irrthümer für einen Nutzen haben könnten, der nur im geringsten mit den würllichen Vortheilen, welche die reine Evangelische Lehre mit sich führet, zu vergleichen wäre? Ich sehe nicht ab, was daraus Gutes folgen könne; ich weiß aber, daß sie viel Böses gestiftet hat, und noch stiftet, dem durch nichts als durch die heilsame Lehre unserer Kirchen gewehret werden kann. Denn eben die schwärmerische Lehre, die den Glauben ohne gute Werke zur Erlangung der Seligkeit für unzulänglich hält, ist es, die den Irrthum hervorgebracht hat, daß dem Menschen eine gewisse Frist zu seiner Belehrung gesetzt worden, nach deren Verlauf weiter kein Raum zur Buße übrig, und keine Gnade zu hoffen ist!

Es wird sich bald weisen, daß ich die Wahrheit sage, wenn Erw. Hochedelgeböhren nur fol-

gendes zu erwägen belieben. Die Erfahrung giebt es, daß die Gewohnheit leicht zu einer andern Natur wird. Viele ähnliche Thaten machen eine Gewohnheit aus; folglich ist es undäugbar, daß einique Thaten, die wir oft wiederholen, uns so natürlich werden können, daß es uns unmöglich ist, sie zu unterlassen. Sind diese Thaten gut, so heißt es, wir sind im Guten bekräftiget, sind sie böse, so setzen sie uns in einen Zustand, den man die Verhärtung nennt.

Ferner lehret uns die Vernunft, daß man sich von einer langwierigen und fast zur andern Natur gewordenen Gewohnheit nicht plötzlich, und eben so wenig mit einmal losreißen könne, als diese Gewohnheit auf einmal entstanden. Es kostet Zeit, sich das abzugewöhnen, was man bisher zu thun gewohnt gewesen. Diese Zeit muß nun nach der Stärke und Schwäche der Gewohnheit ordentlicher Weise bald länger bald kürzer seyn. Ist aber die Gewohnheit, die wir abzulegen willens, böse, so wird, unserer verderbten Natur wegen, allemahl zu dieser Ablegung eine längere Zeit, als zu ihrem Wachsthum erfordert. Aus diesem allen folget, daß ein Mensch, der vom dritten bis zu seinem funfzigsten Jahre allen sei-

nen Begierden hat den Zügel schießen lassen, nothwendig eine noch länger Zeit bedürfe, diese Begierde zu bändigen. Da nun aber selten ein Mensch ein so hohes Alter erreicht, so siehet man offenbar, daß nothwendig eine Zeit seyn müsse, nach deren Verlaufe unsere Besserung, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, unmöglich sey, ob man gleich dieselbe wegen der unterschiedenen Mischungen der Affekten und wegen anderer Umstände nicht eigentlich bestimmen kann.

Ist nun aber die Besserung des Lebens zur Erlangung der Seligkeit so unumgänglich nothwendig, so haben unsere Theologen sehr übel gethan, daß sie sich dem peremptorischen Termin widersetzen. Daß ein Augenblick sey, da unsere Besserung unmöglich werden müsse, ist so unstreitig wahr, als daß zweymal zwey vier ist. Und wenn man den terminum peremptorium in diesem Verstande nimmt, so ist er nicht gefährlich. Allein, sobald man sagt, daß nach dem Verlauf dieses Augenblicks alle Hoffnung zur Seligkeit verlohren, weil zur Erlangung derselben nothwendig eine Besserung des Lebens erfordert werde, so verfällt man in diejenige Kezerey, wider die unsere Gottesgelehrte mit allem Rechte geeifert haben.

Erw. Hochedelgebohren sehen also, daß dasjenige, was den peremptorischen Termin zu einem Irrthum macht, nichts anders ist, als die thörichte Schwärmeren, die guten Werke wären zur Seligkeit nöthig; und daß folglich das einzige Mittel, diesen Irrthum zu widerlegen, kein anderes seyn könne, als unsere allein seligmachende evangelische Wahrheit von der Unnöthigkeit der guten Werke. —

Wer wollte nun aber eine Lehre, die so viel zur Beruhigung unsers Gewissens beiträgt, nicht hoch halten? Wer wollte dieselbe nicht auf alle ersinnliche Weise beliebt und angenehm zu machen suchen? Sobald diese Wahrheit verworfen wird, verliert unsere allein seligmachende Religion etwas von den Vorzügen, welche sie von allen Sekten unterscheiden. Unsere Gottesgelehrten zählen unter die Kennzeichen der besten Religion auch dieses, daß eine Religion im Leben und Sterben den größten Trost giebt. Man kann von unserer Evangelischen Lutherischen Religion dieses mit Grund der Wahrheit sagen. Man muß ihr aber diesen Vortheil nothwendig absprechen, wenn es wahr ist, daß die guten Werke zur Seligkeit nöthig sind.

Denn da dieser Satz den peremptorischen Termin erzeugt, der peremptorische Termin aber alle Buße auf dem Sterbebette unnütze machte: so ist es offenbar, daß dadurch die Quelle des Trostes, mit welcher unsere Prediger die Sterbenden aufrichten, nothwendig verstopft werde. Und eben darum sagt die Augspurgische Confession, daß die Lehre vom Glauben dem blöden und erschrockenen Gewissen tröstlich und heilsam sey.

So tröstlich nun die Lehre vom Glauben ist, so geschielt ist die Lehre von der Nothwendigkeit der guten Werke, einen Sterbenden zur Verzweiflung zu bringen. Ich gestehe, es wäre zu wünschen, daß sich jedermann bestrebe, nebst der Reichtigkeit des Glaubens ein gutes Gewissen zu haben. Dieses wäre unstreitig der sicherste Weg zu einem freudigen Tode. Allein, da die Natur des Menschen so sehr verderbt ist, so sieht man wohl, wie wenig dieses zu hoffen, und daß es daher unumgänglich nothwendig sey, die Menschen auf eine andere Art zu einem ruhigen und seligen Ende geschickt zu machen. Gott hat uns nach seiner Güte alles mühsamen Nachsinnens in diesem Stücke überhoben.

Der Schächer am Kreuze, der ohne alle gute

Werke bloß durch seinen Glauben der ewigen Seligkeit theilhaftig wurde, lehret uns durch sein Exempel, daß man in den letzten Stündlein nicht nöthig habe, seiner Sünden wegen zu verzagen. Es ist nicht von ohngefähr geschehen, daß diese Begebenheit sich genau zu der Zeit zugetragen, als Gottes eingebornen Sohn am Stamme des Kreuzes für unsere Sünde genug gethan. — Gott hat uns dadurch die Natur dieser Genugthuung recht lebhaft zu erkennen geben wollen: und wie unerkennlich auch sonst das menschliche Geschlecht in Ansehung der göttlichen Wohlthaten ist, so muß man ihm doch zum Ruhm nachsagen, daß es diese Wohlthat dankbarlich angenommen, und sich wohl zu Nuzze zu machen weiß. Wenn man das Leben der meisten Christen ansiehet, so muß man bekennen, daß der Schwächer in Ansehung seiner späten Buße weit mehr Nachfolger habe, als unser Herrland in Ansehung seines vollkommenen Gehorsames. Diese Aufführung der Christen ist nicht zu tadeln, nur ist zu bedauern, daß viele von den getreuesten Nachfolgern dieses Schwächers so wenig Beständigkeit in ihrer Nachahmung beweisen, daß sie, wenn das letzte Stündlein kommt, ihrer Sünde wegen anfangen, zu zittern und zu zagen, nicht anders,

anders, als wenn kein Schwächer gewesen, der die Furcht, die sie empfinden, durch sein Exempel ungereimt gemacht hätte.

Was soll nun ein rechtschaffener Prediger thun, um diese trostlose Sterbende vor der Verzweiflung zu bewahren? Das, was diese armen Leute unruhig und verzagt macht, ist nicht ein Zweifel an der vollkommenen Genugthuung Christi, denn nichts ist leichter und bequemtlicher, als zu glauben, daß ein anderer gethan, was ich thun soll, und ich also von aller Verantwortung frey sey. Das einzige, was einem Sterbenden Scrupel macht, ist die Mühe, sich zu bereden, daß diese Genugthuung ihm wegen seiner Sünden zu flatten kommen könnte. Sein Seelsorger hat ihm erst gesagt, daß einer, der wider Gottes Gebot handelt, und sich nicht bessert, verdammt wird; der ehrliche Mann hat es unstreitig nicht so böse gemeint: allein dieses kann nicht hindern, daß ein Sterbender nicht Anlaß nehme, sich daher allerhand sorgliche Gedanken zu machen. Die Annehmlichkeit der Sünden, die ihn reizte, daß er diese Drohungen wenig achtete, verschwindet mit der Hoffnung des Lebens, nur die Furcht vor der Hölle wird, wenn er die Größe seiner Sünden

bedenket, und alle Augenblicke vermuthen muß, in einen Stand zu gerathen, da alle Hoffnung der Vergebung verlohren, immer größer. Und alsdann fällt auch denen, die kein Latein wissen, das Distichon des Cato bey.

Cum sis ipse nocens, moritur cur victima pro te,  
Stultitia est, morte alterius sperare salutem.

Der Teufel läßt sich aber die Mühe nicht verdrießen, den Sterbenden diese Worte aufs deutlichste zu erklären: und diese Erklärung macht alsdann einen größern Eindruck in ihr Gemüth, als die Auslegung des andern Artikels, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil die armen Leute sich fälschlich einbilden, es sey nebst dem Glauben auch ein tugendhafter Wandel zur Seligkeit nöthig. Dieses ist derjenige Irrthum, der so viele Schwachgläubige auf die äußerste Spitze des Verderbens setzt. Ein treuer Prediger muß also sich bemühen, diesen Irrthum zu widerlegen, und seine trostlose Seele durch die ihm entgegen gesetzte Wahrheit zu einer ruhigen und seligen Abfahrt geschickt zu machen. Er muß die Größe der Barmherzigkeit Gottes, und die Vollkommenheit Christi auf's prächtigste herausstreichen, und

den Sterbenden überführen, daß allein das Vertrauen auf diese Barmherzigkeit, und dieses Verdienst, ihn selig machen könne. Er muß ihm auch ausdrücklich sagen, daß es nicht nöthig sey, gute Werke zu thun, daß auch ein Mensch, der die ganze Zeit seines Lebens in Sünden zugebracht, ohne alle Besserung selig werden könne, wenn er nur in der letzten Viertelstunde sich fest beredet, Christus sey für ihn gestorben: und dieses muß er durch das trostreiche Beispiel des Schwächers beweisen. Der Kummer, den die begangenen Sünden einem Sterbenden machen, wird auf solche Art bald verschwinden, zumal wenn der Prediger seine Gründe mit andächtigen Gebeten begleitet und spricht:

„Darum ist kein Sünder so groß,  
 „Wenn er sich legt in Christi Schooß,  
 „Wie wahren Glauben wickelt ein  
 „In die blutige Wunde sein,  
 „Bey Gott dem Vater Gnade find.

Er muß dem bedängsteten Sünder die Versicherung geben, daß diese gläubige Einwicklung in die Wunden Christi auch in dem letzten Augenblicke unsers Lebens geschehen könne. Weil nun der Teufel zu einer solchen Zeit sehr geschäftig ist,

so trägt es sich oft zu, daß der Sünder sich den Scrupel macht, ob diese Einwickelung ihm ohne wahre Buße und Besserung was nützen könne. Man siehet leicht, daß dieser Scrupel ungereimt ist, und nicht verdienen würde, daß man darauf antwortete, wenn die christliche Liebe nicht beföhle, auch die Kleinigkeiten, die ein Sterbender vorbringt, mit Geduld anzuhören, und ihm darauf gründlichen Bescheid zu geben. Man muß demnach einem solchen Menschen sagen: daß er sich ohne Noth selbst quäle, wenn er meine, es fehle ihm an wahrer Buße: eben die Angst, in der er sich wegen seiner begangenen Missethaten befinde, gebe zu erkennen, daß er seine Vergehungen bereue. Es sey also nichts mehr nöthig, als daß er die Reue mit einem festen Glauben an Christum verbinde: er müsse sich nicht irren lassen, daß er aus seinem Katechismus gelernt, daß noch außer der Reue, und dem Glauben, der neue Gehorsam, oder Besserung des Lebens zu einer wahren Buße erfordert werde. Denn es sey wohl zu merken, daß dieser neue Gehorsam in der Verrichtung guter Werke bestehe, und folglich zu einer wahren Buße nicht nöthiger seyn könne, als die Werke zur Seligkeit. Da nun unsere Kirche glaube, daß

diese guten Werke zur Seligkeit so viel nützen, als das fünfte Rad am Wagen, so könne er ohne Mühe begreifen, daß die Meynung unserer Kirche nicht sey, den neuen Gehorsam für ein wesentliches Stück einer wahren Buße auszugeben: er sey ein Zierrath, der, wie uns die Werke vor den Menschen rechtfertigen, unserer Buße vor der Welt ein schönes Ansehen gebe. Es sey demnach eine gottselige Eitelkeit, daß er sich zu einer Zeit, da er weit wichtigere Dinge zu bedenken habe, um den Mangel einer Sache, die so wenig nothwendig sey, unnütze Sorgen mache. Er solle sich nur solcher Gedanken entschlagen, solle sich fest bereeden, sein Heyland werde ihm ohne alle sein Verdienst und Würdigkeit die Seligkeit schenken: und in dieser Zuversicht sanft und selig einschlafen.

Solche Vorstellungen sind, wie ich aus Erfahrung in meinem nunmehr, Gottlob! in die zwanzig Jahre geführten Amte gelernt, das einzige Mittel, die beängsteten Gewissen zu trösten. Sie müßten aber falsch seyn, wenn es wahr wäre, daß derjenige, welcher selig werden will, gute Werke thun müsse. Dieser Irrthum raubt dem Sterbenden allen Trost, und ist daher um soviel gefährlicher. Ja, was noch schrecklicher ist! er

macht das Benehmen unserer Prediger, welche die Sterbenden auf die angeführte Art zu einem seligen Abschiede bereiten, dem Verfahren der Quacksalber ähnlich, welche die Schmerzen ihrer Patienten durch Opiate und durch narkotische Mittel vertreiben, ohne das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Ich glaube Ew. Hochedelgebohren verabscheuen diese abscheulichen Folgen des Irrthums, den Sie zu hegen scheinen, und sehen nunmehr die gründliche Vorirreflichkeit und den herrlichen Nutzen unserer Evangelischen Lehre völlig ein. Dieses ist der Zweck meines Schreibens, und, o wie glücklich wär ich, wenn meine Bemühung nicht vergebens seyn wird! Ich habe zu dem Ende Ew. Hochedelgebohren so deutlich gewiesen, daß unsere Lehre von dem Glauben und den guten Werken sowohl in der heiligen Schrift, als in der gesunden Vernunft gegründet ist, und Ihnen gezeigt, daß Ihre Meinung mit unserer Lehre nicht übereinstimme.

Wenn Ew. Hochedelgebohren das, was ich geschrieben, wohl erwägen, so werden Sie nothwendig eingestehen müssen, daß Sie geirret, die Kirche gedärgert, und also eine ernst-

hastere Erinnerung, als ich mir Ihnen zu geben die Freiheit nehme, wohl verdient. Diese Erkenntniß Ihrer Sünden wird Sie antreiben, Gott Ihr Vergehen abzubitten, und sich in Zukunft vor allen Abwegen, nach allem Vermögen, zu hüten. Dieses ist der beste Entschluß, den Sie fassen können.

Sollten Ew. Hochedelgeborenen aber wider Vermuthen sich in Ihrem Irrthum verhärten, und denselben durch allerhand Scheingründe zu behaupten suchen: so will ich mir zwar, um Ihre Seele zu gewinnen, die Mühe nicht verdriessen lassen, auch auf diese Scheingründe zu antworten; allein es würde mir doch leid seyn, Sie so tief in die heillosere Pietisterei verfallen zu sehen, daß Sie, ehe Sie der Wahrheit Gehör geben, lieber, ich weiß nicht, was für Ausflüchte suchen. Mich deucht indessen, daß ich dieses nicht leicht zu besorgen habe, denn ich habe, wie Ew. Hochedelgeborenen selbst finden werden, allen Scrupeln und Einwürfen, die Sie sich und mir vermuthlich machen könnten, auf's sorgfältigste vorgebauet.

Einen Schlupfwinkel hab' ich Ihnen, wo mir recht ist, offen gelassen, den ich Ihnen aber noch

zum Beschuß dergestalt verrennen will, daß es Ihnen unmöglich seyn wird, daselbst wider die Gewalt meines Angriffes Ihre Sicherheit zu suchen. Ew. Hochedelgebohren könnten sprechen: „Es nähme Sie sehr Wunder, daß man Ihre unschuldigen Reden so übel auslege, und, Sie wüßten nicht, was für Regereien man darinn finde: da doch einem Jeden, der nur einmal die heilige Schrift gelesen, nicht unbekannt seyn könne, daß ehemals der Apostel Paulus selbst eben dergleichen Gedanken gehabt, ohne daß es jemals unsern Gottesgelehrten eingefallen, zu behaupten: Durch die Ausdrücke, deren sich unser Heyland und die beyden angeführten Apostel bedienet, geschehe der reinen Lehre, daß der Glaube an Christum selig mache, Abbruch. Es sey also offenbar, daß unsere Gottesgelehrten ein sicheres Mittel wüßten, die in der Schrift befindlichen, nicht sehr orthodoxy klingenden Reden, mit ihrer reinen Lehre zu vereinigen; folglich sey es eine Unbilligkeit, daß man Ihre offenbarlich nicht so hart lautende Worte, nicht nach eben den Regeln erklären, und ihnen einen Sinn geben wolle, welcher der Evangelischen Wahrheit nicht zuwider sey. Denn Sie

fänden nicht, warum es leichter sey, in dem Worten Jakobs; so sehet ihr nun, daß der Mensch durch die Werke gerecht wird, nicht durch den Glauben allein (Jakob 11 — 24.) einen orthodoxen und den Worten Pauli, die gerade das Gegentheil zu sagen scheinen (Röm. 11. — 28.) nicht zuwiderlaufenden Verstand zu finden, als in den Ausdrücken, deren Sie sich bedienen. Ihre Meinung sey aber diejenige, die der Apostel Paulus, seine Orthodoxie unbeschadet, vertragen, wenn er Galat. B. 6. schreibt: denn in Christo Jesu gilt weder Beschneidung noch Vorhaut etwas, sondern der Glaube, der durch die Liebe thätig ist: und wenn die irrig, so müsse man die ganze Bergpredigt Christi in den *indicem expurgatorium* setzen. Es möchten doch die, welche Sie zum Ketzer machen wollten, sich wohl versehen, daß sie nicht selbst aus übergroßer Orthodoxie unserm Herlande und der ganzen heiligen Schrift widersprächen. Ja es wäre zu beklagen, daß dieses wirklich von Leuten geschehe, die vorzuziehen auf die klaren Worte des Textes zu pochen gewohnt wären. Denn Sie könnten es nicht anders ausdeuten, als daß der Apostel Pau-

lus offenbar Lügen gestraft werde, wenn man sage, die Gottseligkeit sey zwar zu allen Dingen nütze, allein zur Seligkeit nicht; da doch dieser Apostel ausdrücklich hinzusetze, sie habe auch die Verheißung des zukünftigen ewigen Lebens \*). Sie wollten indessen die lieblosen Urtheile, die Sie der Wahrheit wegen über sich ergehen lassen mußten, geduldig leiden, und in der Stille darüber seufzen, daß es in der Christenheit Leute gebe, denen die Tugend und Gottseligkeit verdächtig scheine, und die bey dem bejammernswürdigen Mißbrauch der Lehre von der Gnade Gottes in Christo Jesu, kein Bedenken trügen, die Auklofen, welche schon für sich mehr als zu geneigt wären, diese Gnade auf Muthwillen zu ziehen, in ihrer Sicherheit zu bestärken u. s. w."

Ich denke nicht, daß Ew. Hochedelgeborenen mir nachreden werden, ich hätte ihre Vertheidigung nicht mit gebührendem Nachdruck vorgetragen. Ich verfare aufrichtig mit Ihnen, doch verlange ich nicht, daß Sie mich dieser Aufrichtigkeit wegen loben sollen. Ein solches Lob würde mir mehr schaden, als nützen: denn unter den

---

\*) 1 Tim. 4.

Gottesgelehrten ist es ein altes Herkommen, die Gründe ihrer Widersacher nicht in aller ihrer Stärke anzuführen, sondern dieselben, um Aerger-  
niß zu vermeiden, mit Weglassung dessen, was darinn das gefährlichste ist, vorzutragen. Ich wollte um vieles nicht, daß es Jemand wüßte, daß ich mich von diesem löblichen Gebrauch entferne. Dieses wäre genug, mich als einen heimlichen Keger verdächtig zu machen. — Doch Ew. Hochedelgebohren verrathen mich nicht.

Nun wird es Zeit seyn, daß ich mich bemühe, Ihnen den Ungrund Ihrer Klagen so deutlich darzuthun, als es möglich ist. Es haben alle Keger die heilige Schrift zur Beschönigung ihrer Irrthümer gemißbrauchet, und Ew. Hochedelgebohren würden, wenn Sie dieß nicht thäten, zu erkennen gehn, daß Sie Ihr Handwerk schlecht gelernt, und noch nicht geschickt wären, ein würdiges Mitglied des Kegerordens zu heißen. Allein, gleichwie unsere Gottesgelehrte allen falschen Lehrern die aus dem Zeughaufe des göttlichen Wortes entwendeten Waffen mittelst der ihnen eigenen Geschicklichkeit ohne große Mühe aus den Händen zu drehen gewußt, so können Ew. Hochedelgebohren auch versichert seyn, daß, wie sehr Sie sich

auch mit Sprüchen aus der heiligen Schrift waffnen, der Sieg dennoch auf unsere Seite sich neigen werde.

Zwar muß man, wenn man aufrichtig reden will, bekennen, daß, seit dem der Teufel die Kirche Gottes durch allerhand Kegerenen beunruhiget, keine einzige ausgeheckt worden, die einen so großen Schein der Wahrheit und Heiligkeit hätte, und so genau mit der heiligen Schrift übereinzukommen scheine, als die, welche man die Pietisteyen nennt, und welcher Erw. Hochedelgeborenen bengethan zu seyn im Verdacht sind. Ja man kann, ohne Unwahrheit zu begehen, sagen, daß dieselbe aus einer fleißigern Lesung der heiligen Schrift, als sonst gebräuchlich (die aber nur nicht in rechter Ordnung vorgenommen) entstanden sey. So lange man auf unseren Evangelischen hohen Schulen die studirende Jugend nur in der polemischen Theologie und Predigtkunst übte, und außer diesen heilsamen Wissenschaften ihnen nichts als die Logic des Aristoteles, und eine zum theologischen Gebrauch eingerichtete scholastische Metaphysic erklärte, war die Kirche Gottes in Ruhe: allein sobald als einige Magister in Leipzig mit ihren Collegiis biblicis aufgezogen kamen, und dar-

durch das Ansehen je er Künste, mit denen man sonst der studienden Jugend den Kopf zu füllen, und den Beutel zu fegen pflegte, schwächten, riß sogleich der Irrthum ein, ein gutes Leben müsse den Glauben, wenn er rechtschaffen seyn sollte, begleiten. Es muß demnach in der heiligen Schrift etwas enthalten seyn, das zu so irrigen Gedanken Anlaß geben kann. Und in der That, die häufigen Ermahnungen zur Tugend, die man fast auf allen Blättern findet, können einen, der nicht recht in seinem Glauben fest ist, leicht auf die Gedanken bringen; der einzige Endzweck der göttlichen Offenbahrung sey; die Menschen nicht sowohl von dem Wesen, als von dem Willen Gottes zu unterrichten, und fromm und tugendhaft zu machen. Die ganze Bergpredigt Christi handelt bloß von guten Werken, und hält nichts vom Glauben in sich; ja, ich zweifle nicht, wer dieselbe in Frag und Antwort brächte, und dieselbe heutiges Tages als einen kurzen Begriff der Lehre des Evangelii der Jugend erklären wollte, würde von allen reinen Lehrern für einen heimlichen Socinianer gehalten werden. Nichts aber ist so geschickt, die Leute zu Pietisten zu machen, als die Epistel Jakobi. Dieser Apostel redet so hart wi-

der den Glauben, und streichet die guten Werke so heraus, daß der selige Vater Luther, weil er nicht sahe, wie man die Lehren dieses Apostels mit den Lehren Pauli in Einstimmung bringen könnte, nach seiner heroischen Weise, dreiste weg sagte, die Epistel Jakobi sey eine strotzerne Epistel. Unsere Gottesgelehrte, die von jeher wohl erkannten, daß Luthers Schuhe nicht allen Füßen gerecht sind, haben Bedenken getragen, ein ganzes Buch der heiligen Schrift bloß darum zu verwerfen, weil etwas darinn enthalten, das nicht in ihren Kram dient, und haben sich also bemüht, Jakobum und Paulum zu vereinigen. Da nun nach der Schrift dem, welcher glaubet, nichts unmöglich ist, so haben unsere Theologen endlich ein Mittel erfunden, den Widerspruch, der den seligen Luther so zur Verzweiflung brachte, daß er deswegen eine von Gott eingegebene Schrift als unächt verworfen, glücklich zu heben, indem sie nach reiferem Nachsinnen und genauerer Betrachtung der Worte der beyden Apostel die Entdeckung machten, die gewiß nicht zu verachten ist, daß Paulus von der Rechtfertigung vor Gott, Jakob hingegen von der Rechtfertigung vor den Menschen rede. Man muß gestehen, dieses ist

sehr glücklich ausgedacht: und wenn auch der Einfall nicht so gründlich wäre, als er ist, so könnte man doch sagen, si non e vero, e bene trovato. Allein wie gründlich und scharfsinnig auch unsere Theologen zwar dem Schein nach uneinige Apostel vereinigen, so bleibt doch außer diesem Stein des Anstoßes noch vieles in der Schrift übrig, das ebenfalls, wenn es übel verstanden wird, zu pietistischen Gedanken zufälliger Weise Gelegenheit geben kann. Es würde zu weitläufig seyn, alle dergleichen Stellen anzuführen; denn man mag die Bibel aufschlagen, wo man will, so will ich wetten, man wird etwas finden, das, außer dem Zusammenhang genommen, und nach unserer Orthodorie beurtheilet, ein pietistisches Ansehen gewinnt. Man sollte daher fast bewogen werden, diejenigen, die sich durch die scheinbare Uebereinstimmung der Pietisterei mit der Schrift auf Irrwege führen lassen, zu entschuldigen, wenn nicht der löbliche Fleiß unserer reinen Gottesgelehrten, die den wahren Sinn einer jeden Schriftstelle so glücklich eingesehen, und in ihren allenthalben zu habenden Schriften der Welt ihre Entdeckungen mitgetheilt, jene Leute aller Entschuldigung unwürdig machte.

Warum lesen diese Herren nicht die Schriften unserer Gottesgelehrten? Warum wagen sie sich in ein ihnen unbekanntes Land ohne einen treuen Wegweiser? Verirren sie sich, so müssen sie es sich selbst zuschreiben. Das ist der Lohn ihrer Verwegenheit. Es ist nöthig, es ist nützlich, die heilige Schrift zu lesen, allein, da es schon eine Sünde, etwas darinn zu finden, das den Lehren unserer reinen Theologen entgegen ist, so ist ja wohl das Vernünftigste, was einer thun kann, dieses, daß er sich der Anleitung eines geübten und erfahrenen Gottesgelehrten bediene, um hinter den wahren und mit unsrer Analogia fidei, die durch Gottes Gnade nunmehr zu der größten Vollkommenheit und Gewißheit gelanget ist, übereinstimmenden Sinn der Schrift zu kommen. Versäumt er dieses, so ist es kein Wunder, wenn er endlich auf Irrthümer verfällt.

Die heilige Schrift ist, wie unsere Theologen gar wohl anmerken, nicht *idius epivomens*; und wer sich auf dieses geistliche Meer ohne den Kompaß unserer Orthodorie waget, kann schwerlich hoffen, den Hafen der Wahrheit zu erreichen. Ich habe vor langer Zeit in dem *Journal de litteraire* den Auszug eines in England herausgekommenen Buchs,

Buchs, dessen Titel mir entfallen, gelesen, in welchem der Autor gar sinnreich und artig behauptet, daß das Lesen der Schrift der Orthodorie sehr nachtheilig, und fast die einzige Ursache aller Kegeren sey. Man hat geglaubt, der Autor habe in dieser Schrift die Orthodorie auf eine satyrische Art durchziehen, und sie eines Ungrundes beschuldigen wollen. Ich will darüber mit Niemanden zanken. Mir liegt wenig daran, ob der Autor diese Absicht, die wahrhaftig gottlos ist, gehabt oder nicht; nur deucht mich, daß man der Behauptung dieses Engländers, wenn man sie von den etwa mit unterlaufenden Spöttereyen, von welchen ich ein Feind bin, absondert, einen guten Verstand geben könnte. Er sagt in der That nichts Unrechtes. Alle Gottesgelehrte in allen Religionen sagen einmüthig, daß alle Keger ihren Irrthümern aus der Schrift ein Färbchen anstreichen, und geben also zu verstehen, daß in der Schrift wirklich Stellen vorhanden sind, die ohne eine gute Erklärung Unerfahrenen zum Anstoß gereichen können. Sie glauben dadurch das Ansehen der heiligen Schrift, und diejenige Lehre, welche sie für die beste halten, so wenig zu verletzen, als der Apostel Petrus die Absicht gehabt, seines Mit-

arbeiters am Evangelio zu spotten, wenn er von den Briefen Pauli schreibt, daß darin „etliche Dinge schwer zu verstehen, welche verwirrten die Ungelehrigen und Leichtfertigen. 2 Petr. 3, 16.

Diese Anmerkung des Apostels Petri hat die Römische Kirche zu einem Entschluß gebracht, der mit dem Vorschlage des gedachten Engländers sehr wohl überein kommt. Sie hat den Laien die Lesung der heiligen Schrift ernstlich verboten, weil sie (wenigstens ihren Vorgeben nach) auch außer den Briefen Pauli sich *duvorra* zu finden einbildet, welche eben so geschieht, als die von Petrus erwähnte, die Ungelehrigen und Leichtfertigen zu verwirren. Es ist wahr, unsere Kirche scheint dieses Benehmen der Römischen Kirche nicht zu billigen; sie meint, die Römische Kirche verbiete nur darum das Lesen der heiligen Schrift, damit die Laien nicht merken sollten, wie schändlich sie von ihren Priestern betrogen würden, und wie sehr die Lehre, die ihnen vorgetragen wird, der heiligen Schrift zuwider sey: und sie lobt unsern seligen Vater Luther noch in der Erde, daß er das Licht des göttlichen Wortes unter dem Scheffel hervor gezogen. Allein noch ist sie nicht auf den Unsinn

gefallen, daß die Freyheit, die heilige Schrift zu lesen und zu erklären, ohne alle Schranken seyn müsse.

Der selige Luther ging anfangs zu weit, indem er Niemanden als die heilige Schrift für einen Richter in Glaubenssachen erkannte, und sich die Freyheit herausnahm, dieselbe auf eine Art zu erklären, die er für die vernünftigste hielt. Es ist offenbar, daß, wenn ein Jeder diesem auserwählten Rüstzeuge nachahmen wollte, wir längst in die Irrthümer der Socinianer und Arminianer, bey welchen eine unbeschränkte Freyheit, die Schrift zu erklären, herrschet, gerathen seyn würden. Die Nachfolger Luthers sahen dieses Uebel vorher, und beugten ihm hinlänglich vor. Sie erkannten sehr vernünftig, daß das Verfahren Luthers mehr zu bewundern, als nachzuahmen sey.

Sie hatten unstreitig recht. Wäre, wie schon erwähnt, einem Jeden erlaubt, die Schrift nach seinem Kopfe zu erklären, und von denjenigen Lehren der Kirche, die das Unglück haben, ihm nicht zu gefallen, abzuweichen, so könnte das Mittel, wodurch die evangelische und uralte Apostolische Religion wieder hervorgebracht wurde, auch dienen, das Licht des Evangelii wieder zu verdun-

keln, indem dadurch auf solche Art allen Kezer-  
renen Thür und Thor wäre geöffnet worden.

Diese Betrachtung bewog unsere Kirche, den  
Schluß zu machen, daß derjenige ein Kezer hei-  
ßen sollte, der sich gelüsten lassen würde, die  
Schrift in einem andern Sinne zu erklären, als  
sie. Sie verfertigte zu dem Ende gewisse Bücher,  
in welchen der wahre Verstand der Schrift enthat-  
ten: und verband alle ihre Glieder, von dieser  
Richtschnur, welche sie zum Unterschied *normam  
secundariam* nennet, nicht abzuweichen. Sie gab  
auch, um die, welche nicht im Stande sind, die  
von ihr als Nebenregel eingeführten Glaubensbü-  
cher (*libros symbolicos*) zu lesen, vor allem Irr-  
sal zu bewahren, die heilige Schrift mit Glossen  
heraus, aus welchen auch der Einfältigste den  
wahren Sinn des heiligen Geistes erkennen kann.

Ich weiß wohl, es sind in diesen letzten Zei-  
ten Spötter gekommen, die sich nicht gescheuet,  
unsere Kirche dieserwegen zu tadeln, und ihr vor-  
zuwerfen, sie habe dem Beispiele ihres Stif-  
ters schlecht gefolget, und sey in eben die Thorheit ge-  
fallen, welche sie ehedessen an der Römischen Kir-  
che getadelt. Allein man kann diese Irrgeister, de-  
nen diese Verfassung unserer Kirche ein Dorn im

Auge ist, leicht abfertigen. Wir folgen unserm sel-  
 ligen Vater Luther in einem aufrichtigen Bekennt-  
 niß der Wahrheit. Daß er aber zu einer Zeit, da  
 alles, was die Römische Kirche neben der Schrift  
 als eine Regel des Glaubens eingeführt, voller Irr-  
 thümer war, sich allein an die heilige Schrift ge-  
 halten, und von keiner andern Richtschnur wissen  
 wollten, ist etwas, das wir ihm jetzt, da diejeni-  
 gen Bücher, welche neben der Schrift als eine  
 norma secundaria gelten, nichts als die reine un-  
 verfälschte Lehre der Apostel und Propheten in sich  
 fassen, ohne Sünde nicht nachthun können. Was  
 er zu seiner Zeit that, war nöthig, die Wahrheit  
 an den Tag zu bringen; nachdem er dieses glück-  
 lich verrichtet, braucht man unstreitig andere Mit-  
 tel, diese Wahrheit zu erhalten. Luther erkannte  
 dieses zuletzt selbst; indem er, (wie billig) die sehr  
 hart anließ, die sich gelüsten ließen, von seinen  
 Meinungen abzugehen, und nach seinem Beispiele  
 auf die bloße Schrift zu treten. Man mache dem-  
 nach nur einen Unterschied, unter den vörder-  
 sten und hintersten Luther, inter Lutherum  
 prioristicum et posterioristicum und merke, daß  
 der letzte uns lieber ist, als der erste, so wird man  
 begreifen, daß man uns mit Recht nicht vorwer-

fen könne, wir folgten nicht den Fußtapfen des seligen Mannes.

Was aber das anlangt, daß wir wieder in die Thorheit fallen sollen, die wir an der Römischen Kirche getadelt, so antwortete ich darauf mit dem bekannten, *Duo cum faciunt idem, non est idem*. Die Römische Kirche thut unstreitig übel, wenn sie ihren Gliedern das freye Forschen in der Schrift untersaget, und es nicht will, daß man ihre Lehren untersucht; denn sie hat nicht die rechte Lehre, und befürchtet nur, ihre Betrügereyen möchten an den Tag kommen. Wir aber haben die Wahrheit, und sind also nicht allein berechtigt, sondern schuldig, auf eine Art, welche den Spöttern so sehr mißfällt, zu verhindern, daß ein jeder nach Belieben von selbiger abtrete, und die Schrift erkläre, wie er es gut findet. Was die Papisten thun, ist Tyrannen und Gewissenszwang: was wir hingegen thun, ist nur eine kluge und christliche Bemühung, den Irrthümern zu steuern. Die wahre Kirche hat vieles vor der falschen voraus, und es ist lächerlich, wenn diese sich die Rechte zueignen will, die jener zukommen. —

Ich habe dieses alles in dem Jahrgange, den ich in diesem Jubeljahr erwählet, noch weitausföhr-

ger ausgeführt, und bin willens, diese Predigten, wenn Gott Leben und Gesundheit verleiht, dem Druck zu übergeben. Wenn mich die Eigenliebe nicht blendet, so sollte ich denken, die Freunde unserer Religion würden dadurch bewogen werden, etwas milder von dem Verfahren und der Lehre unserer Kirche zu urtheilen: denn ich habe alle diejenigen Meinungen unserer Gottesgelehrten, welche von den Neulingen pflegen angefochten zu werden, auf eine geometrische Art bewiesen. Der Wohlstand verbietet mir, ein mehreres von meiner Arbeit zu sagen. Das Werk mag seinen Meister loben. —

Inzwischen werden Ew. Hochedelgeborenen aus dem Wenigen, das ich hier angeführt habe, so viel schließen können, daß es ein elender Vebels sey, wenn Sie Ihre Zuflucht zu der heiligen Schrift nehmen. Es ist nicht genug, daß Ihre Meinung mit einigen Stellen der Schrift übereinzukommen scheint; soll sie orthodox seyn, so muß sie auch mit unsern aus der heiligen Schrift genommenen Glaubenslehren übereinkommen. Diese heiligen Bücher sind der rechte Probiertein der Wahrheit. Es giebt viele Irrthümer, die ein geschickter Kopf aus Gottes Wort so scheinbar beweisen kann, daß,

wenn es möglich, selbst die Auserwählten dadurch könnten verführt werden. Allein den Keger möchte ich sehen, der seine falschen Lehren mit unsern symbolischen Büchern vereinigen könnte. Diese Bücher scheiden die Schaafe von den Böcken, und darum hat auch unsere Kirche dieselben so lieb, als ihren Augapfel. Wer sich an sie hält, kann nicht irren. Wer aber seinen eignen zu viel vertrauet, und die Schrift ohne Rücksicht auf unsere analogiam fidei nach seiner eigenen Phantasie erklären will, stößt die Gnade, die Gott uns durch Mittheilung der Christlutherischen Glaubensbücher erwiesen, muthwillig von sich, und muß also aus gerechtem Gerichte Gottes auf allerhand Irrwege gerathen. —

Die heilige Schrift ist zu einer Zeit geschrieben, da die Lehren, welche darinn enthalten, noch von keinem Irrgeiste in Zweifel gezogen, und folglich durch den Fleiß derer, welche die Wahrheit verfolgten, noch nicht in ein so helles Licht gesetzt, und so auseinander gewickelt waren, als zu unsern Zeiten. Man merke aber unsere Gottesgelehrten wohl an, daß diejenigen Lehrer, die vor erregten Streitigkeiten geschrieben, in ihren Ausdrücken nicht so behutsam zu seyn pflegen, als die

nachfolgende Schriftsteller (quod ante motas controversias doctores interdum securius loqui soleant.)

Was ist es also Wunder, daß, da die Bibel vor erregten Streitigkeiten (ante motas controversias) geschrieben, Ew. Hochedelgebohren Stellen darin finden, die Ihren Irrthum zu rechtfertigen scheinen? Sehen Ew. Hochedelgebohren also nicht, daß Sie gar keine Ursache haben, auf die Schrift zu trogen? Es ist kein Keger so arg, der nicht eben das thun könnte?

Ew. Hochedelgebohren werden ohne Zweifel meinen, es sey das, was ich sage, dem Ansehen der heiligen Schrift zu nahe geredet, indem ich die heiligen und von Gottes Geiste getriebenen Männer einer Unbedachtsamkeit zu beschuldigen scheine. Aber Sie irren sich. Was ich sage, ge-  
reicht der heiligen Schrift nicht zur Verkleinerung. Es ist unstreitig, daß, wenn unser Heiland nur einmahl zu seinen Jüngern gesagt hätte, ich bin Gottes und Mariens Sohn, wahrer Gott und Mensch in einer unzertrennten Person. Ich bin ein Gottmensch; Θεοάνθρωπος, und bestehe aus zwey Naturen, aus der göttlichen und menschlichen, diese beyden Naturen sind auf eine so ge-

naue, wiewohl unbegreifliche Art, mit einander vereinigt, daß sie nur eine Person ausmachen, und diese Vereinigung ist geschehen, nicht mere *χιτικός*, nicht *παράσάτικός* sondern *κατά συνδυασιν*, und zwar *ασυγχίτως* *ατρίπτως* und *αδιαίρετως*. Wenn er ihnen ferner die Distinctionen inter abstractum naturae et concretum personae, inter totum Christi und totum Christum, inter idiomata *ενεργητικά* und *ανεργητά* und die genera communicationis idiomatum auf die Art, wie es von unsern Gottesgelehrten geschieht, erklärt hätte, so ist, sage ich unstreitig, daß, wenn unser Heyland dieses gethan, alle die Streitigkeiten, welche unsern Gottesgelehrten Gelegenheit gegeben, die Lehre von der Person Christi auseinander zu lesen, unmöglich hätten entstehen können. Dieses leugnen unsere Theologen nicht. Beschuldigen sie aber darum unsern Heyland einer Unbedachtsamkeit? man müste sehr boshaft seyn, wenn man ihnen dieses nachsagen wollte. Einer gleichen Bosheit würde sich also derjenige Schuld geben, der mir vormwerfen wollte, ich rede verkleinerlich von der heiligen Schrift, wenn ich sage, es brauche dieselbe, weil sie vor erregten Streitigkeiten geschrieben, einer geschickten Auslegung. Soll die

ses nicht mehr seyn, so sehe ich nicht, warum sich unsere Gottesgelehrten so viel Mühe geben, durch ihre vortheilhafte Erklärungen den Verstand der Schrift dergestalt einzuschränken, daß dieselbe keinem, der diesen Erklärungen folgt, zum Anstoß gereichen kann.

„Allein“ sagen Ew. Hochedelgeborenen, „warum erkläret man meine Worte, die ich aus der Schrift genommen, auch nicht so, daß nichts Anstößiges darinn übrig bleibt?“

In dieser Frage steckt eine heimliche Klage über eine eingebildete Ungerechtigkeit, aber es steckt auch zugleich eine Forderung darinn, die, Ew. Hochedelgeborenen verzeihen mir diesen Ausdruck, ziemlich unbescheiden ist. Jakob hat gesagt, wir werden durch die Werke gerecht; unsere Gottesgelehrte entschuldigen den heiligen Mann und sagen, er rede nur von der Rechtfertigung vor den Menschen. Ew. Hochedelgeborenen sagen fast eben das, was Jakob sagt, und siehe, man spricht, Sie wären ein Keger. Ew. Hochedelgeborenen können sich darinn nicht finden. Aber bedenken Sie einmahl. Jakob war ein Apostel: Sie sind es nicht. Jakob schrieb aus Antrieb des heiligen

Geistes: Sie können sich dessen nicht rühmen. Jakob schrieb vor erregten Streitigkeiten: Sie hingegen zu einer Zeit, da auch die Kinder wissen, daß man so nicht reden müsse, als Sie gethan. — Aller Unterschied zwischen dem Apostel Jakob und Ihnen ist also so groß, daß ich mir kaum einbilden kann, daß Ew. Hochedelgeborenen auf Ihre unbillige Forderung bestehen werden, wenn Sie sich nur recht besinnen. Ueberdem ist der Apostel Jakob schon viele hundert Jahre todt; und Ew. Hochedelgeborenen leben noch. So groß nun der Unterschied zwischen einem todtten und lebendigen Menschen, so wenig können Ew. Hochedelgeborenen verlangen, daß man mit Ihnen eben so säuberlich verfahren solle, als wenn Sie ein vor mehr als 1600 Jahr den Weg aller Welt gegangener Apostel wären. Bilden Sie sich dieses ein, so muß ich Ihnen sagen, daß wir diese Weise nicht haben, und die Gemeinde Gottes auch nicht. Wir sind allemahl höflicher und Uebreicher gegen unsere verstorbenen als lebenden Mitbrüder: und Ew. Hochedelgeborenen würden also eine schlechte Kenntniß der Welt an den Tag legen, wenn Sie hoffen wollten, noch bey Ihrem Leben so billige Richter zu finden, als der Apostel Jakob nach sei-

nem Tode gehabt. Man wird Ihnen nichts neues machen. Schreiben Sie aber ein Werk

— — — — Quod nec Jovis ira, nec ignis,  
Nec poterit ferrum, nec edax abolere vetustas. \*)

so können Sie, wie keßerisch man es auch bei Ihrem Leben ausgeschrien, dennoch hoffen, die Nachwelt werde Sie entschuldigen, und durch allerhand wohlausgesonnene Erklärungen Ihr verhaßtes Andenken wieder ehrlich machen. — So können sich die Zeiten ändern.

Wir können dieses an dem Streite der Erbsünde, welchen der bekannte Glacius im sechszehnten Jahrhundert erregte, deutlich sehen. Was für Gräucl fand man nicht in der Meinung dieses Mannes? Wie hart verfuhr man nicht mit ihm und seinen Anhängern? Man machte ihn zum Manichäer, und es war kein Rebertitel so arg, den man ihm nicht belegte. Ja, der selbige Andreas schrieb, (wenn Arnolden zu trauen ist,) nach des Glacius Tode. „Illyricus ist des Teufels. Ich habe mit ihm nichts mehr zu thun, weil ich nicht zweifle, daß er nun mit allen Teufeln fressen muß,

---

\*) Ovid. Metam. lib. 25. v. 871.

wenn sie nur zu Hause sind, und nicht etwa seine Gefellen, Spangenbergern und die Uebrigen begleiten.“

Allein demungeachtet haben unsere Theologen nunmehr schon erkannt, daß die Meinung des Flacius besser gewesen, als seine Worte lauteten. Sie entschuldigen ihn aufs beste, und reden von der ungeheuren Reizern, worüber man vor benähe zwey hundert Jahren ein so großes Geschrey erregte, jetzt mit der Gelassenheit, die eine Ueber-eilung, welche großen und hitzigen Köpfen so natürlich ist, und durch so viele Verdienste wieder gut gemacht worden, billig erfordert. Quod semel sit, semper fieri potest.

Ein jeder verdächtige Schriftsteller kann also mit Vernunft hoffen, daß eine Zeit kommen werde, da man seine Schriften mit unparthenischen Augen, als bey seinem Leben geschieht, ansehen werde. *Livor post fata quiescit*; und diejenigen natürlichen Ursachen, deren sich die göttliche Weisheit zu Anfeuerung des Eifers derer, die mit uns leben, bedienet, reichen nicht zu, dieses heilige Feuer in den Nachfolgern dieser rüstigen Männer zu unterhalten. Sobald die erste Hitze verraucht, und der Streit unter Personen fortgesetzt wird,

die nicht so viel Theil an demselben nehmen, als die, welche ihn erregt haben, so verliert er viel von seiner Hestigkeit, und muß, wenn die Kalt-sinnigkeit der Kämpfer nicht durch einen neuen Zufall gebrochen wird, bald seine Endschaft erreichen. — Alsdann kommt ein Jeder zu sich selbst, und man wundert sich, wie es möglich gewesen, daß man sich um eine Sache, die so leicht in Güte zu heben gewesen, so heftig hat zanken können.

Wie wahr dieses auch alles nun ist, so bleibt es doch gewiß, daß derjenige sich nicht wenig übereilt, welcher verlangt, man solle seine verdächtigen und anstößigen Reden, sobald sie ihm aus der Feder gestossen, mit der Gelassenheit und Unpartheilichkeit beurtheilen, die sie nicht eher, als nach dem Verlaufe einer ziemlichen Anzahl Jahre verdienen. — Unsere Pflicht ist, ob dem Wort zu halten, das gewiß ist, und keine Redensart, sie sey so wenig anstößig, als sie wolle, mit einer schädlichen Gleichgültigkeit anzusehen. Wir sind schuldig, dahin zu sehen, daß die reine Lehre auf unsere Nachkommen fortgepflanzt werde. Was wir thun, geschiehet zum Besten der Nachwelt, und es stehet nicht bey uns, etwas von ihren Rechten zu vergeben. Will sie Gnade

für Recht ergehen lassen, so ist es gut. Wir müssen thun, was unsere Pflicht erfordert. Daß dieses die Meinung unserer Gottesgelehrten sey, ist daher klar, weil sie, ob sie gleich erkennen, daß die Meinung Glacii nicht so gottlos sey, als man anfangs gewähnt, und seine Worte einen guten Verstand haben können, dennoch nicht leiden würden, wenn man sagen wollte, „die Widersacher des guten Glacius müßten sehr dumme, oder wunderliche, zanksuchtige Leute gewesen seyn, daß sie dieses nicht so gut als ihre Nachfolger eingesehen; und man könnte daher mit Händen greifen, daß der Haß gegen die Person dieses vermeinten Regers mehr Schuld an ihrem Eifer gehabt haben, als die Liebe zur Wahrheit.“ Dieses, sage ich, würden unsere Gottesgelehrte sehr übel nehmen, zum deutlichen Zeichen, daß man heute von einer Meinung ein schlimmes und morgen ein gutes Urtheil fällen könne; ohne sich zu widersprechen, und daß ein Regier nicht eher ein gutes Urtheil (wie die Helden der Henden die Vergötterung, oder die Heiligen im Papsthum die Canonisation) als nach seinem Tode, und nach Verlauf einer gewissen Zeit hoffen und verlangen könne.

Em.

Erw. Hochedelgebohren sehen, daß ich mich  
 keine Mühe verdrießen lasse, Ihre Scrupel zu he-  
 ben. Ich bilde mir ein, daß das, was ich zu dem  
 Ende geschrieben, (wenn Sie nicht muthwillig  
 widerstreben,) kräftig genug sey, eine so gute  
 Wirkung hervorzubringen. Alles, was ich nun  
 thun kann, ist, daß ich Erw. Hochedelgebohren um  
 Ihr eignes Bestes bitte, meine wohlgemeinte Ar-  
 beit nicht vergeblich an Sie angewendet seyn zu  
 lassen. Ich weiß wohl, die rohe und dabey nase-  
 weise Welt fängt an, alle Ermahnungen treuer  
 Lehrer und Prediger zu verwerfen; sie spottet ih-  
 res Eifers und ihrer Seufzer, und verhärtet sich  
 also in ihren Irrthümern. Allein ich habe noch  
 zur Zeit das gute Vertrauen zu Erw. Hochedelge-  
 bohren, daß Sie nicht so halsstarrig seyn werden.  
 Um vor allen höhnischen Verspottungen sicher zu  
 seyn, hab' ich mich sorgfältig, sowohl aller har-  
 ten und anzüglichen Ausdrücke, als alles Gepin-  
 sels, wie die Spötter reden, enthalten. Die Waf-  
 fen, mit welchen ich Erw. Hochedelgebohren an-  
 greife, sind deutliche und unstreitige Regeln der  
 gesunden Vernunft, und kräftige Sprüche der hei-  
 ligen Schrift. Ich irre sehr, oder dieser Angriff  
 muß einigen Eindruck machen, zumahl bey einem

so guten Gemüthe, als Erw. Hochedelgeborenen haben.

Sollte ich wider Vermuthen, mich in meiner Hoffnung betrogen sehen, so können Erw. Hochedelgeborenen dennoch versichert seyn, daß ich demungeachtet nicht aufhören werde, für Sie zu beten, und Gott anzurufen, daß er einen Mann, der, da er viel Gutes stiften, also auch durch seine bösen Lehren die liebe Jugend verführen kann, erleuchten, und aus den Irrthümern, die er an einem nicht gar zu reinem Orte eingesogen, gütlich herausreißen wolle. Ich verspreche mir um so eher einer gütlichen Erhörang, weil es zum Wohl unserer Kirche unumgänglich nöthig ist, daß in den Pflanzgärten derselben, ich meine die Schulen, nicht der Boß zum Gärtner gesetzt werde. Was würde es mit unserer armen Kirche nicht für ein Ansehen gewinnen, wenn der Stadlerenden Jugend, die in den Glaubenssachen den Kindern zu Ninive vollkommen ähnlich ist \*), die schädlichsten Irrthümer hergebracht werden sollten, zu einer Zeit, da alles, was sie hören, am besten bey ihr haftet? Die bloße Vorstellung dieses Elends

---

\*) Joh. 4. 29.

preßt rechtschaffenen treuen Lehrern und Predigern die heißesten Seufzer aus, und wenn sie bedenkten, daß an unterschiedenen Orten das seelenverderbliche Uebel schon einzubrechen anfange, so wird ihnen bange um Trost; ja, sie würden gänzlich verzagen, wenn sie sich nicht der Zusage Christi, kraft welcher auch die Pforten der Hölle wider seine Kirche nichts ausrichten sollen, erinnerten.

Ueberdem kann es einem wohlgesinnten Prediger ungemein Trost geben, wenn er siehet, wie wenig sich die Sitten der verderbten Welt, obgleich die Pietisten noch so sehr schreien, „diese Besserung sey zur Erlangung der ewigen Seligkeit nöthig,“ wirklich bessern; und wie fest hingegen alle Verständige an der reinen Lehre vom Glauben halten, obgleich der Satan durch seine Werkzeuge diese trostreiche Lehre verächtlich zu machen trachtet. Er schließet daraus, daß unsere Lehre weit geschickter sey, den Beifall des größten Haufen zu gewinnen, als der ihr entgegengesetzte Irrthum von der Nothwendigkeit der guten Werke. Er wird in dieser Meinung noch mehr bestärket, wenn er aus der Geschichte und Erfahrung lernet, daß die, welche die Kirche Gottes mit einer finstern, mürrischen Heiligkeit

beunruhigt, und so viel von einer in diesem Leben nicht zu hoffenden Vollkommenheit schwatzten, in dem Streite mit denen, die sich diesem Unwesen widersetzten, zu allen Zeiten den Kürzern zogen, und von denen, welche die Wahrheit über alles liebten, glücklich unterdrückt wurden. Er bemerkt mit vielem Vergnügen, daß allemahl die Andacht und der Eifer dieser eingebildeten Heiligen und ihrer Anhänger von kurzer Dauer und nur gleichsam eine fliegende Hitze gewesen, und lernt mit Lust aus den Erzählungen, die er hier und da von den scheinheiligsten Pietisten hört, daß diese übertünchte Gräber, wie viel sie auch von der Kreuzigung des Fleisches und der Selbstverleugnung schwätzen, dennoch heimlich ihre Lehren schlecht beobachten.

— — — — et de virtute locuti

Cunem agitant. \*)

Er bemerkt dies, sage ich, mit Vergnügen, theils weil er sich daraus die wahrscheinliche Wiederkehr zu dem Schooße der rechtgläubigen Kirche versprechen kann, (denn nichts ist geschickter, ih-

---

\*) Juv. Sat. 2.

nen die Falschheit ihrer Lehre von der Theologie der Wiedergeborenen zu erkennen zu geben, als ein solcher Wandel) theils weil er nichts gewisser vermuthen kann, als daß diejenigen, die ein solcher Heuchler belehren will, ihrem Gewissensrathe zuzurufen werden.

Ego te ceventem, Sexte, verebor! \*)

Werden diese Leute diesen neuen Pharisäern erst so weit hinter ihre Streiche kommen, so dürfen die Rechtgläubigen sich nicht sonderlich mehr vor diesen Irrgeistern fürchten, zumahl da sie ohne dem schon aus allen Umständen sehen können, daß die menschliche Natur so beschaffen, daß eine langwierige Pietisterei nicht mit ihr bestehen kann, weil wir Menschen nach dem Sündenfalle mehr geneigt sind, unseren natürlichen Begierden, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, zu gehorchen, als uns mit denselben in einen Krieg einzulassen, dessen Ausgang, wie die leidige Erfahrung zeigt, uns nothwendig zur Schande gereichen muß.

Ich kann hier nicht umhin, die göttliche Weis-

---

\*) Juv. Sat. 2.

heit und Vorsorge für unser evangelisches Zion zu bewundern, nach welcher Gott das, was in dem Menschen das Schlimmste ist, ich meine die Erbsünde, dergestalt zum Besten der Gläubigen verwendet, daß es der ärgsten Kezerei zum Gegenwicht dienen muß. Denn diese uns angebohrne Unart, die außerdem die Quelle alles uns drückenden Elends ist, hat doch die guten Eigenschaften in sich, daß sie in uns einen fast unüberwindlichen Abscheu vor einer Lehre erweckt, die sehr geschickt ist, uns zu derjenigen Sünde zu verleiten, durch welche sowohl die gefallenen Engel, als die ersten Menschen, die ihnen anerschaffene Heiligkeit verloren haben. Wir können versichert seyn, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, \*) und können mit David sagen: „Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sich senkten. Wenn gleich das Meer wüthete, und wollte, daß von seinem Ungestühm die Berge einfielen, Sela! dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben, mit ihren Brünlein — Amen!“ \*\*)

\*) Röm. 8. 28.

\*\*) Ps. 6, 3—5.

Indem ich meinen Brief schließen will, be-  
 komme ich von demjenigen guten Freunde, be-  
 welchem ich die Schrift, welche mir Anlaß ge-  
 geben, die Feder zu ergreifen, zuerst gesehen,  
 die erfreuliche Nachricht, daß Ew. Hochedelgeboh-  
 ren auf geschene sanftmüthige und christliche Er-  
 innerung derer, die an Ihrem Orte für die Rei-  
 nigkeit der Lehre wachen, und ihres Eifers we-  
 gen von langen Jahren her ein großes Ansehen  
 in der streitenden Kirche erlangt, die mir anstö-  
 ßig scheinenden Ausdrücke dergestalt gemildert, daß  
 nunmehr ferner kein Aergerniß zu besorgen. Gott  
 setze die treuen Lehrer, die für die Ehre Gottes  
 und die Ruhe der Kirchen so empfindlich gewes-  
 sen, zum Segen, und regiere Ew. Hochedelgeboh-  
 ren mit seinem Geiste, daß Sie sich ins künftige  
 einer Behutsamkeit beleißigen, die Ihre geistlichen  
 Obern hinsühro aller Sorge und der Mühe, Sie  
 wieder auf den richtigen Fußsteig der reinen Lehre  
 zu bringen, überheben könne! Die ehrerbietige  
 Folge, die Sie dem gottseligen Begehren des ehr-  
 würdigen Ministerii Ihres Orts geleistet, erfüllt  
 mein Herz mit der Hoffnung, mein Wunsch wer-  
 de nicht unerhört bleiben, und macht, daß ich  
 Ew. Hochedelgebohren mit aufrichtigerem Herzen,

als vielleicht sonst würde geschehen seyn, versichern kann, daß ich zeitlebens mit aller Hochachtung seyn werde

Erw. Hochedelgebohren

zu Gebot und Diensten verbundenster  
M. Sebastian Zanker.

Dabam raptim inter labores  
sacros N. N. d. 22. Jun.

1730.

---

Klägliche Geschichte  
von der  
jämmerlichen  
B e r s t ö h r u n g  
der  
Stadt Jerusalem;  
mit kurzen,  
aber dabey deutlichen und erbaulichen,  
Anmerkungen,  
nach dem Geschmacke  
des  
(S. T.)  
Herrn M. Heinrich Jacob Sievers,  
erläutert,  
und  
als eine Zugabe zu dessen Anmerkungen  
über die Passion,  
ans Licht gestellet  
von  
X. Y. Z. Rev. Minist. Cand.

---

Frankfurt und Leipzig,

1 7 3 2.

PLINIVS.

Stultissimum est, ad imitandum non optima quaeque  
proponere.

---

## V o r r e d e.

---

Geehrter, geliebter und geneigter Leser.

**I**ch überliefere dir hiemit ein Werkgen, welches zwar, dem ersten Ansehen nach, von schlechter Wichtigkeit zu seyn scheint; aber doch vermuthlich solche Sachen in sich fasset, daß es dich nicht gereuen wird, einige Augenblicke auf dessen Durchblätterung gewendet zu haben.

Die Regeln der Bescheidenheit verbieten mir, meine eigene Arbeit zu loben, und ich habe auch dieses um so viel weniger nöthig, weil dasjenige, was ich auf dem Titelblatte gesagt habe, hinlänglich ist, dir einen guten Begriff von selbiger zu geben. Meine Anmerkungen sind

nach dem Geschmacke des (S. T.) Herrn Magisters Heinrich Jacob Sievers geschrieben. Sie können also nicht anders als wohl gerathen seyn, wosern ich nur geleistet, was ich versprochen. Ob dieses aber geschehen sey, muß der Augenschein geben.

Ich bescheide mich zwar gerne, daß meine Anmerkungen unmöglich ihrem Urbilde vollkommen ähnlich seyn können: allein ich bin zufrieden, wenn ich nur einen merklichen Grad der Aehnlichkeit erreicht habe, und verlange gar nicht, daß man meine Anmerkungen den Anmerkungen des Herrn Magisters gleich schätze. Ich habe mir dieses vortrefflichen Mannes Schriften zu einem Muster vorgestellt. Ich folge ihm, wiewohl mit ungleichen Schritten:

- - - non passibus aequis. \*)

Darinn suche ich meinen Ruhm, und hoffe, der geneigte Leser wird so billig seyn, und gestehen, daß ich wohl gewählt habe.

---

\*) Virgil. Aeneid. Lib. 9.

Ich hätte hier die schönste Gelegenheit, dem Herrn Magister Sievers ein Lobrede zu halten: allein ich thue es nicht, denn ich kenne seine Bescheidenheit und weiß, wie wenig ihm mein Lob nützen kann. Es sind auch überdem die Verdienste desselben so bekannt, und alle Welt stimmt so sehr darinn überein, daß sie ausnehmend sind, daß ich nur der Sonne eine Fackel anzünden würde, wenn ich durch mein ungeschicktes und unnöthiges Lob ihm und dem geneigten Leser verdrießlich fallen wolte.

Ich wende mich vielmehr zu dem Jollus und Momus. Es ist nunmehr, leider in diesen letzten Zeiten in der Welt dahin gekommen, daß ein ehrlicher Mann fast nichts schreiben kann, das nicht von naseweisen Leuten aufs unbarmherzigste durch die Hechel sollte gezogen werden. Dieses, glaube ich, schrecket viele gute Gemüther ab, der Welt mit ihrem Talente zu dienen. Nun tadele ich zwar diese behutsamen Personen desfalls nicht: allein sie werden mir doch erlauben, daß ich aufrichtig bekenne, es mehr mit denen herzhafsten Scribenten zu halten, die sich

durch die höhniſchen Urtheile tadelſüchtiger Menſchen nicht abhalten laſſen, ihre Gedanken der Welt mitzutheilen; ſondern, ohne zu bedenken, was die böſe Welt etwan ſagen werde, getroſt darauf los ſchreiben, und in allen widrigen Begebenheiten ſich mit dem Zeugniſſe ihres Gewiſſens und einer lebhaften Empfindung ihrer eigenen Vollkommenheiten aufrichten, und in ihrem Kämmerlein, bey ſich ſelbſt, lächelnd, ſprechen:

- - *populus me sibilat, at mihi plaudo*

*Ipse domi - - - \*)*

Alle diejenigen, ſo ihr Vergnügen darin ſuchen, daß ſie ihres Nächſten wahre oder vermeinte Fehler aufdecken und belachen, können demnach verſichert ſeyn, daß es mir ſehr gleichgültig, was ſie von mir und meinen Anmerkungen urtheilen werden. Ich ſchreibe aus keinen eiteln Abſichten: nicht ums Brodt, nicht um Ruhm zu erjagen; ſondern bloß meinem Nächſten zu dienen, und mit dem mir beygelegten Pfunde zu wuchern. Die Erbauung, welche ſo

---

\*) Horat. L. 1. Sat. 1.

viele fromme Seelen, in und ausser dieser guten Stadt, aus den herrlichen Anmerkungen des Herrn Magisters Slevers über die Geschichte des Leidens und Sterbens Jesu Christi ziehen, hat mich auf die Gedanken gebracht, es wäre nicht übel gethan, wenn man, statt einer Zugabe zu diesen Anmerkungen, die Geschichte von der Zerstörung der Stadt Jerusalem, welche der Herr Magister mit drucken lassen, mit eben so kurzen, nachdrücklichen und erbaulichen Noten erläuterte. Viele andächtige Personen beyderley Geschlechts, welche die Sleverschen Anmerkungen mit unbeschreiblichem Vergnügen lesen, und die Vortrefflichkeit derselben nicht genug zu erheben wissen, haben mich angeflrschet, selbst Hand an ein so löbliches Werk zu legen; und die Höflichkeit sowohl, als die christliche Liebe, hat mir nicht zugelassen, ihnen dieses gottselige Begehren abzuschlagen.

Meine Absicht ist also, wie du, mein Leser, siehest, lauter und untadelich. Ich erläutere eine lehrreiche Geschichte mit Anmerkungen, die ich, wenn ich sie nicht selbst gemacht hätte, noch

lehrreicher nennen wollte: zu keinem andern Ende, als die Lehrbegierde einiger gottseligen Personen zu vergnügen, die ungemein beklagen, daß es dem Herrn Magister Sievers nicht gefallen, auch über diese Geschichte, die er seinem Werklein beygefüget hat, seine Gedanken der Welt mitzutheilen; und hoffe also, der geneigte Leser werde so gütig seyn, und diejenigen Fehler, so er etwan in meiner Arbeit entdecken möchte, meiner guten und unschuldigen Absicht wegen, geneigt und großgünstig übersehen. Ich meine es doch gut, und wer meiner spottet, der versündigt sich an mir.

Wie beweglich und nachdrücklich indessen ich hier auch meinen Lesern zuredete: so muß ich doch besorgen, es werde an Spöttern nicht mangeln, die bey einer jeden Zeile meiner Anmerkungen etwas zu erinnern haben werden.

Da wird der eine sprechen: Meine Anmerkungen wären läppisch; ich zeigte darinn weder Verstand noch Gelehrsamkeit, sondern verrieth nur meine Einfalt so merklich, daß man sagen könnte, ich hätte es, wenn meine Absicht  
gewes

gewesen, alle Welt zu überführen, daß ich ein elender Stümper, nicht besser anfangen können. Er wird herzlich lachen, daß ich einige griechische Stellen angeführet, und Stein und Bein schweren, ich verstünde nichts davon: ja, wer weiß, ob er nicht gar sagen wird, ich könne nicht einmal griechisch lesen.

Der andere wird sich stellen, als wenn er mit diesem freyen und ziemlich plumpen Urtheile nicht zufrieden wäre, und sagen: Man müsse es mit mir so genau nicht nehmen; ich sey noch jung, und mein Fleiß und gute Absicht verdiene, daß man gnädig mit mir verfare: nützen meine Anmerkungen den Gelehrten nicht, so könnten sich doch die Ungelehrten daraus erbauen; dieses sey auch, allem Ansehen nach, mein Endzweck gewesen, und darnach müsse man meine Arbeit beurtheilen.

Der dritte wird von dem Urtheile des andern Gelegenheit nehmen, stillschweigend zu verstehen zu geben, daß er unter die Zahl derer gehöre, denen meine Anmerkungen nichts nützen

können, und folglich gelehrt sey. Er wird mein Büchlein in die Hände nehmen, darinn blättern, es darauf mit einer höhnischen Miene wieder niederlegen, und sprechen: Ich lese dergleichen Geschmier nicht.

Der vierte, fünfte, und vielleicht auch der sechste, wird seine Gedanken von meinem Werke noch auf eine andere Art, entweder feiner oder gröber, entdecken; alle aber werden darinn übereinkommen, daß ich besser gethan haben würde, wenn ich es nicht geschrieben hätte, und ich müßte sehr fremd in der Welt seyn, wenn ich mir einbilden wollte, daß unter hundert einer zu finden, der unparteyisch und nach der Wahrheit von mir und meiner Schrift urtheilen werde.

Allein ein jeder mag sagen, was ihm beliebt, ich bleibe darum doch wohl, wer ich bin. Mich wird auch das freyeste und heißigste Urtheil nicht befremden, weil ich mir das schlimmste vorstelle. Richtet, meine Herren, spottet, lachet, so scharf, so grob, so fein und so laut, als ihr immer wollet, ihr werdet mich dadurch nicht

zum Zorn bewegen. Mein Essen und mein Trinken soll mir darum eben so gut schmecken, als sonst; ich werde deswegen keine unruhige und schlaflose Nächte haben: ja ihr werdet durch eure Spöttereyen meine Zufriedenheit, wider euren Willen, vermehren. Denn je ärger ihr mit mir umspringet, je ähnlicher werde ich demjenigen vortrefflichen Manne, dessen Schriften ich mir zu einer Richtschnur auserkoren habe: und dieses ist es, was ich suche.

Ich habe Ursache zu vermuthen, daß ich meines Wunsches werde gewähret werden. Denn da man sich nicht gescheuet hat, einen Mann, dessen Schriften so vortrefflich sind, daß eine der berühmtesten gelehrten Gesellschaften in der Welt dadurch bewogen worden, ihn, aus eigener Bewegniß, zu ihrem Mitgliede zu erwählen, auf die allerschändlichste Art, so gar in den öffentlichen Zeitungen, herum zu nehmen: so wird man gewiß mit mir nicht säuberlicher verfahren. Geschicht das am grünen Holze; was will am dürren werden?

Ich sage indessen nochmal, ein jeder mag sagen, was ihm beliebt; ich werde auch die widrigsten Urtheile mit Gelassenheit anhören: weil dasjenige, was dem Herrn Magister Sievers begegnet ist, mich völlig überführet, daß dergleichen Urtheile nichts, als Neid und Einsalt zum Grunde haben.

Unparteyische urtheilen ganz anders von den Anmerkungen dieses wackern Mannes, als derjenige, dessen hämische Urtheil man in den hamburgischen Correspondenten gerücket hat. Ich redete noch neulich mit einem ehrlichen Manne, der nicht studiret hat, der bekannte mir aufrichtig, daß er wünsche, daß viele solcher Bücher geschrieben würden. Denn, sprach er, wann ich des Herrn Magisters Sievers Anmerkungen lese, so dünke ich mir ganz gelehrt. Dieses Bekenntniß gereicht dem Herrn Magister Sievers zu grossen Ehren. Denn da der Endzweck eines Scribenten ist, seine Leser zu unterrichten: so ist es ja unstreitig, daß derjenige seine Sachen sehr wohl müsse gemacht haben, dessen Schriften die

Veser gleichsam zwingen, zu bekennen, daß sie eine Veränderung in ihrem Verstande wahrnehmen, und einen Wachsthum ihrer Erkenntniß spüren. Und in der That, die Anmerkungen des Herrn Magister Sievers sind der Art. Er verknüpft in selbigen, mit einer angenehmen Kürze, die grösste Deutlichkeit, die man wünschen kann, welches, nach der Meynung eines grossen Dichters, so wenig gegeben, daß gemeinlich eine kurze Schreibart mit einer verbrießlichen Dunkelheit vergesellschaftet ist.

- - - brevis esse laboro,

Obscurus fio - - - .)

Es sollte mir überdem nicht schwer fallen, zu bewelsen, daß in den Anmerkungen des Herrn Magister Sievers Sachen vorkommen, die man bey andern Auslegern vergebens suchet, und an welche vor ihm kein Mensch gedacht hat; woraus dann seine Scharfsinnigkeit und tiefe Einsicht zur Genüge erhellet: allein ich will mich

daben nicht aufhalten, sondern nur so viel sagen, daß das grosse Lob, welches ein berühmter Gottesgelehrter, dem der Herr Magister Sievers seine Anmerkungen, ehe sie gedruckt worden, gezeigt, diesem ausbündig schönen Werke ertheilet hat, mehr als hinlänglich seyn würde, den Spöttern das Maul zu stopfen, wenn es nur die Bescheidenheit des Herrn Magisters zuliesse, dasjenige, was unter ihnen insgeheim geredet worden, nach allen Umständen bekannt zu machen.

Was meynest du, geehrter Leser? Sollte der Beyfall eines solchen Mannes nicht mehr gelten, als das alberne Urtheil des bösen und neidischen Menschen, der neulich seine elenden Spöttereyen über die Anmerkungen des Herrn Magisters Sievers, in die Zeitungen setzen lassen? Und muß man nicht bekennen, daß dieser Elende durch die Schmähschrift, mit welcher er dem Herrn Magister wehe thun wollen, seine Einfalt und seinen verdorbenen Geschmack zu seiner eigenen Schande verrathen?

O, daß er doch immer zu Hause geblieben wäre! Was hat er vor Ehre davon, daß er über ein Werk spottet, so die ganze kluge Welt mit Erstaunen ansiehet, und, als ein anderer Midas, der einzige ist, der nicht zwar dem Apollo selbst, doch einem Liebling und Schooskinde dieses Gottes Hohn zu sprechen, das Herze hat.

„Judicium sanctique placet sententia montis  
Omnibus, arguitur tamen atque injusta  
vocatur

Vnius sermone Midas - - - \*).

Er verdienete wahrlich, daß ein eben so strenges Gericht über ihn erginge, als über diesen phrygischen König. Und ich meine, er ist gepuht. Wie hat ihm nicht der Herr Magister Sievers durch die scharfsinnige und herzhafte Antwort, die gleichfalls in dem hamburgischen Correspondenten zu lesen ist, das Maul gestopfet? Er ist verstummet, und wird sich auch, wosfern er

---

\*) Ovid. Met. Lib. IX.

nicht ganz verblendet ist, eben so wenig weiter regen, als der Herr Magister Sievers aufhört wird, Bücher zu schreiben. Dieser mühtige Scribent wird sich durch solche armselige Spötereien nicht abschrecken lassen, die Welt ferner mit seinen köstlichen Schriften zu erfreuen. Er verspricht uns dieses in der gemeldeten Abfertigung des Spötters, der sich an ihm reiben wollen. Er hat auch, als ein redlicher Mann, sein Wort gehalten, und eine Schrift in gebundener Rede ans Licht gestellt, die seinen Anmerkungen über die Passion, an Schönheit, nichts nachgiebt, ja denenselben so ähnlich ist, als Zwillinge einander zu seyn pflegen.

So recht, grosser und fruchtbarer Geist! Verlauche die Spötter, und laß dich nichts irren; vollende, wie du es angefangen hast:

„Perge modo, et qua te ducit via, dirige  
gressum.“ \*)

---

\*) Virgil. Aeneid. Lib. I.

Sey fruchtbar, und mehre die Anzahl deiner Schriften täglich; fahre fort, alle Monate mit so wohlgebildeten Zwillingen nieder zu kommen: so wird dein Ruhm schnell wachsen, und, ehe man sich versieht, bis an die Sterne steigen.

„Macte noua virtute, puer! sic itur ad  
astra.“ \*)

O glückseliges Vaterland! daß du mit einem so wohlgetrahtenen Kinde prangen kannst. Aber erkennest du auch dein Glück? Ja, ich weiß, du erkennest es, und wirst nicht säumen, die Verdienste eines Sohnes, der dir so viele Ehre bringet, und so manche Lust macht, nach Vermögen zu belohnen. Ist es also wohl glaublich, daß die Schmähschrift wider den Herrn Magister Sievers, die wir in dem hamburgischen Correspondenten gelesen, aus Lübeck nach Hamburg gesandt worden, wie man uns beden will? Aus der Stadt, da niemand, von dem Vornehmsten an bis auf den geringsten,

---

\*) Virgil. Aeneid. Lib. IX.

zu finden, der nicht vor den Herrn Magister eine Hochachtung hege, die mit der Grösse seiner Verdienste übereinstimmt? Aus der Stadt, da auch auf den Gassen : : : Doch, geneigter Leser, es ist Zeit, daß ich schlesse. Ein Eifer für die Ehre eines Mannes, den ich hoch schätze, setzet mich so gar ausser mir, daß ich nicht einmal merke, wie nöthig es sey, Abschied von dir zu nehmen, und mich dir bestens zu empfehlen. Lebe demnach wohl, geneigter Leser.

---

---

# H i s t o r i a

von der

## Zerstörung der Stadt Jerusalem.

Als sich die Zeit nahete, daß Gott wollte über Jerusalem und das jüdische Volk den endlichen Zorn gehen lassen, wie die Propheten, und der Herr Christus selbst <sup>1</sup> ihnen <sup>2</sup> gedräuet, und zuvor gesaget hatten, sind diese nachfolgende Zeichen vorhergegangen.

Es ist am Himmel ein Comet <sup>3</sup> gesehen,

---

<sup>1</sup> Christus selbst] Matth. XXIV.

<sup>2</sup> ihnen] den Jüden.

<sup>3</sup> ein Comet] Es giebt Leute, die nichts glauben, und also auch leugnen, daß die Cometen was Böses bedeuten, wie vornehmlich der gottlose Bayle in seinen *Pensées diverses sur la Comete* sich zu behaupten bemühet. Allein ein frommer Christ läffet sich durch das böse Geschwäg dieser Leute nicht irren. Von den Meinungen

wie ein Schwerdt gestalt, welcher ein ganz Jahr <sup>4</sup> über der Stadt gestanden, und von jedermann <sup>5</sup> gesehen worden.

Item, eben in den Tagen der ungesäuerten Brodt, <sup>6</sup> am achten Tage des Monats Aprilis, <sup>7</sup> um neun Uhr in der Nacht, ist bey'm Altar im Tempel ein solch hellglänzend Licht erschienen, daß jedermann meinete, es wäre Tag.

Item, ein ehernes grosses starkes Thor am innern Tempel, da zwanzig Männer an heben mußten, <sup>8</sup> wenn man es wollte aufthun, wel-

der alten Weltweisen von den Cometen, v. Plutarchum de Placitis Philosophorum Lib. III. cap. 2.

4 ein ganz Jahr] nicht, daß er immer stille gestanden, sondern er ist, ein ganz Jahr durch, alle Tage auf- und untergegangen.

5 von jedermann] nämlich von allen Leuten, die nicht blind waren.

6 der ungesäuerten Brodt] nämlich zu der Zeit, da die Juden die Ostern hielten. Exod. XII. 8. 15. XXXIII. 15. XXXIV. 8.

7 des Monats Aprilis] das war der 14 Tag des Monats Nisan.

8 zwanzig Männer an heben mußten] vermuthlich, weil es sehr schwer war.

ches mit starken eisernen Niegeln verwahret war, hat sich um die sechste Nachtlunde,<sup>9</sup> selbst aufgethan.

Item, auf den 21 Tag Junii hat man gesehen in der Luft und Wolken, an vielen Orten des Himmels, Wagen schweben, und wie eine große Rüstung von Reutern und Knechten, in den Wolken zusammen ziehen, und sich schlagen in der Nacht.

Item, vor dem Pfingsttage, als die Priester inwendig im Tempel haben wollen bereiten, was zum Fest gehöret, haben sie ein groß Getümmel und Gepolter, und hernach eine Stimme gehört, welche gerufen hat: Lasset uns von hinnen wegziehen. Wiemol etliche sagen,<sup>10</sup> das sey geschehen zur Zeit, da der Vorhang im Tempel unter Christi Leiden zerrissen ist.

Item, es ist ein Mensch gewesen, Jesus, ge-

<sup>9</sup> um die sechste Nachtlunde] das ist um 12 Uhr, da es gemeinlich zu spuken pflegt.

<sup>10</sup> etliche sagen] Ich wolte wohl werten, daß diese etliche Unrecht haben. Denn wenn sich dieses zu der Zeit des Leidens Christi begeben hätte: so hätten es die Evangelisten wohl angemerket.

nannt Anani, eines gemeinen Mannes Sohn, <sup>11</sup>  
welcher, als er in Jerusalem kommen <sup>12</sup> auf  
das Fest der Laubrüst, hat aus einem son-  
dern <sup>13</sup> heftigen Geist geschrien: O ein Ge-  
schren vom Morgen! <sup>14</sup> O ein Geschren  
vom Abend! O ein Geschren von den vier  
Winden! O ein Geschren über ganz Jerusalem  
und den Tempel, eine elende Klage über Braut  
und Bräutigam, ein Geschren über alles Volk!  
Und das klägliche Schreyn trieb er Tag und

<sup>11</sup> gemeinen Mannes Sohn] darum nicht geseugnet,  
daß er auch eine Mutter gehabt. Denn alle Menschen  
werden von Weibern gebohren, wie der christliche Leser  
ohne mein Erinnern schon wissen wird.

<sup>12</sup> kommen] Es ist zu vermuthen, daß er zu Fuße dahin  
gegangen, weil er eines gemeinen Mannes Sohn gewe-  
sen. Wiesohl einige Ausleger anderer Meinung sind  
Vid. Phlegeton l. c.

<sup>13</sup> sondern] dieses ist nicht die Conjunctio adversatis  
va: Sed; sondern das adjectivum, singularis, wel-  
ches man um der Einfältigen willen anführen wollen.

<sup>14</sup> vom Morgen] Es wird hier nicht verstanden die Zeit  
des Tages, so man Morgen nennet, gleichwie auch das  
Wort Abend hier nicht die Zeit andeutet, da die Sonne  
untergeht; sondern man muß darunter Osten und Wes-  
ten verstehen.

Nacht an einander, <sup>15</sup> und lief wütend in der Stadt umher. Und wiewohl ihn etliche mit Geißeln und Ruthen strafen, die diese Worte, als eine böse Deutung über die Stadt, nicht gerne hören, <sup>16</sup> so hörte er doch nicht auf. <sup>17</sup>

Und als man diesen Menschen <sup>18</sup> hatbracht vor den Landpfleger, welchen die Römer da hatten, <sup>19</sup> der ihn auch mit Geißeln hart, bis aufs

<sup>15</sup> Tag und Nacht an einander] Man kann hieraus schließen, daß er nicht geschlafen; wiewohl einige dafür halten, daß dieses eine hyperbole.

<sup>16</sup> nicht gerne hören] nach Art aller Menschen. Denn es ist bekannt, daß niemand gerne etwas hört, das ihm unangenehm ist.

<sup>17</sup> doch nicht auf] sondern schrie immer fort.

<sup>18</sup> diesen Menschen] den Jesus, genannt Anani, eines gemeinen Mannes Sohn, der aus einem besondern heftigen Geiste so geschrien.

<sup>19</sup> die Römer da hatten] Denn die hatten in allen ihren Provinzen gewisse Stadthalter, welche nach dem Unterscheid der Provinzen Proconsules, Praetores, Propraetores, oder Praesides genennet wurden. Denn es ist zu wissen, daß die Provinzen nicht alle einer Art gewesen. Anfangs theilte man sie in Consulares et Prae-

Blut, fläupen und peitschen ließ, hat er doch mit  
 keinem Wort Gnade gebeten, hat auch nicht einen  
 Zähren oder Thränen gelassen, <sup>20</sup> sondern ohne  
 Un:

---

torias. Vid. Sigonius de antiquo jure provincia-  
 rum Lib. II. cap. 1. Nachdem eignete sich Augustus  
 einige zu, und ließ dem Rath die andern. Dio Cassius  
 Lib. LIII. p. 503. Strabo Lib. XVII. fin. Wodurch  
 zwar der erste Unterscheid nicht aufgehoben ward; weil  
 sowohl die kaiserlichen als rätthlichen Provinzen in Con-  
 sulares et Praetorias eingetheilt wurden. Salmasius  
 ad Capitolinum in vita M. Antonini Cap. XXII. p.  
 375. edit. Hack. Jedoch wurden diejenigen Stadthafter,  
 so der Kaiser in seine Provinzen setzte, eigentlich Praesi-  
 des genennet. Gruterus Inscript. p. 467. Inscript.  
 4. Spanhemius de U. et P. Numisin Dissert. XVII.  
 p. 180. Egypten hatte was besonders: denn dahin ward  
 kein Proconsul oder Praeses gesandt, sondern der  
 Stadthafter daselbst heißt nur Praefectus Augustalis,  
 und hatte keine fascés. Arrianus de Expeditione  
 Alexandri M. Lib. III. cap. 5. Tacitus Annal. XII.  
 cap. 6. Hist. Lib. I. cap. 2. Dio Lib. LIII. p. 504.  
 Und dieses einer alten Prophezeiung wegen. Trebel-  
 lius Pollio in Aemiliano. Der Landpfleger in Syrien,  
 wovon hier die Rede ist, war ein Praeses.

20 Zähren oder Thränen gelassen] das ist, er hat  
 nicht geweinet.

Unterlaß <sup>21</sup> überlaut geschrieen: <sup>22</sup> Weh! weh dir! o du armes Jerusalem! Albinus, der Richter, <sup>23</sup> hat ihn als einen Thoren verachtet. Dieser Mensch aber ist sieben Jahre an einander nicht viel mit Leuten umgangen, <sup>24</sup> sondern allein gegangen, wie ein Mensch, der etwas bey sich tief besinnet, oder dichtet, <sup>25</sup> und immerdar diese Worte von sich hören lassen: Weh! weh dir! o du armes Jerusalem! und von solchem Rufen ist

<sup>21</sup> ohne Unterlaß] doch hat er zuweilen Aethem geholet, und denn hat er nicht geschrieen, quia nemo potest simul sorbere et flare.

<sup>22</sup> überlaut geschrieen] Denn leise schreyen hatte er nicht gelernt, so wenig als ich und der geneigte Leser.

<sup>23</sup> Albinus der Richter] dieser Albinus war der Landpfleger oder Praeses Syriae. Josephus de Bello Jud. Lib. 11. cap. 13. sagt nicht viel Gutes von ihm.

<sup>24</sup> nicht viel mit Leuten umgangen] Man kann daraus gar wahrscheinlich schließen, daß er melancholisch gewesen.

<sup>25</sup> oder dichtet] nicht, als wenn alle Dichter Thoren und wütende Leute wären: denn das wäre manchem zu nahe geredet; sondern dichten heißt hier nur so viel als denken.

er nicht müde worden. <sup>26</sup> Und als die Stadt <sup>27</sup> nun ist von den Römern belagert gewesen, ist er auf den Mauern umher gegangen, und immer geschrien: Weh über den Tempel! Weh über das ganze Volk! Und zuletzt hat er auf eine Zeit diese ungewöhnliche Worte <sup>28</sup> dazu gesagt: Wehe auch

---

<sup>26</sup> nicht müde worden] Hiedurch wird meine Ruhemasung bestärket, daß er nicht geschlafen: denn hier steht ausdrücklich, daß er nicht müde geworden. Man schläft aber nicht, wenn man nicht müde ist.

<sup>27</sup> die Stadt] Jerusalem.

<sup>28</sup> ungewöhnliche Worte] Das ist kein Wunder. Denn damals war die deutsche Sprache noch nicht sonderlich bekannt zu Jerusalem. Daher war es freylich was ungewöhnliches, daß dieser Jesus Anani: Au wey mir! rief. Man kann indessen so viel hieraus lernen, daß er der erste gewesen, der sich dieses Seufzers bedienet, welches vor mir niemand angemerket; so wenig, als daß hier der Text verdorben. Denn in den gedruckten Editionen der Historia von der Zerstörung Jerusalem stehet, er habe: Weh auch mir! geschrien. Da doch ein jeder leicht sehen kann, daß es: Au wey mir! heißen soll; denn so sagen die Juden. Vermuthlich ist diese Verderbung des Textes auf folgende Art entstanden. Es hat nämlich derjenige, so schuld darann, sich verschrieben, und anstatt: Au wey mir! Wey

mir! und in dem Worte ist er ohngefähr <sup>20</sup> von der Feinde Geschöß getroffen, und also todt blieben. <sup>20</sup> Diese und andere große Zeichen sind vorher gangen, ehe Jerusalem zerstöhret ist.

Nun wollen wir von der Zerstörung an ihr selbst auch kurz reden. Da nun die Jüden, wie Stephanus sagt, <sup>21</sup> als Mörder und Verräther,

an mir! gesetzt. Dieses hat ein anderer verbessern wollen, und: Wehe auch mir! daraus gemacht, zum deutlichen Beweise, daß es wahr sey, was der heilige Hieronymus epist. 28. ad Lucinium von den ungeschickten und dabey naseweisen Abschreibern sagt. Scribunt non quod inveniunt; sed quod intelligunt, et, dum alienos errores emendare nituntur, ostendunt suos. Diese Muthmaßung ist sehr wahrscheinlich, und wird noch dazu durch einen alten niedersächsischen Codicem bestärket, der mir neulich durch einen sonderbaren Zufall in die Hände gerathen ist.

<sup>29</sup> Ohngefähr] Da sage ich nein zu: Denn es geschieht nichts von ohngefähr; und sind das rohe Leute, welche sagen, ohngefähr werden wir geböhren, Sap. 11. 2. Fromme Christen wissen, daß alles von Gott kömmt.

<sup>30</sup> todt blieben] O der arme Schelm! Wäre er von der Mauer geblieben: so hätte er vermuthlich noch lange leben können.

<sup>31</sup> Stephanus sagt] Act. VII. 52.

den gerechten und unschuldigen Christum getödtet hatten, ist es mit dem ganzen jüdischen Reiche in allen Ständen immer ärger worden. Die Hohenpriester huben an, übeten Tyrannen wider die andern Priester; unter den andern Gewaltigen war allerley Haß und Neid; es schiedte sich alles zur Uneinigkeit im Regiment, und ließ sich ansehen, daß eine große Aenderung und Zerrüttung <sup>32</sup> des Reichs vorhanden wäre. Auf solchen Zwiespalt und Haß der Gewaltigen unter sich erhuben sich Kotten, <sup>33</sup> und allerley parteyische Zertrennung:

**32 Aenderung und Zerrüttung]** Denn Friede, ernehrt, Unfriede verzehrt, und Salustius sagt gar wohl: *Concordia res parvae crescunt, discordia maximae saepe dilabuntur.* Wie dann auch Christus selbst sagt, daß ein jeglich Reich, so es mit ihm selbst uneins wird, wüste wird, und nicht bestehen kann. Luc. XI. 17. 18.

**33 Kotten]** Der christliche niedersächsische Leser muß nicht meinen, daß Jerusalem mit Ragen gepläget worden, und daß es den Juden damals eben so gegangen, als dem Erzbischofe Hattoni zu Maynz. s. die *Acerram Philologicam* p. m. 201. 69. Mit nichts; sondern Kotten heißen hier die unterschiedenen Parteyen, in welche sich die Juden theilten; wie man auch zur Noth, ohne mein Erinnern, aus dem nachfolgenden sehen kann.

gen, und aus dem trug sich zu allerley Unglücke, viel Raubs und Mords in der Stadt und auſſer der Stadt, und auſſer Jeruſalem, und ſchicketen ſich alle Sachen, daß beyde Regiment des Volks, geiſtlich und weltlich, zu trümmern gehen wollten.

Darüber begab ſichs auch, daß der Kaiſer Nero <sup>36</sup>

51. Nero] der bekannte Tyrann. Er war ein Schweſtersohn des Kaiſers Caligula, und folgte im Jahre 64 dem Claudio im Regiment. Die erſte 5 Jahre regierte er löblich, und verbarg ſein böſes Naturell ſo, daß auch ſein Lehrmeiſter Seneca ſeine Bücher de Clementia ihm zu Ehren geſchrieben; aber nachgehends ward er grauſam, und ließ nicht nur ſeinen Lehrmeiſter, den Seneca, ſondern auch ſo gar ſeine eigene Mutter, die Agrippina, hlnrichten. Er zündete auch einmal Rom an, um ſich dabey die Zerstörung von Troja lebhaft vorzuſtellen, hernach warf er die Schuld auf die Chriſten, und verfolgte ſie jämmerlich; wie dann unter andern die beyden Apoſtel, Petrus und Paulus, unter ſeiner Regierung hingerichtet ſind, und erzehlen die Geſchichtſchreiber, daß das abgehanene Haupt Pauli noch drey mal Jeſus gerufen habe. V. Suetonium in Nerone Tacit. Annal. Lib. XIII. XIV. XV. XVI. Er pflegte im Sprichworte zu ſagen: τὸ τυχίον πάντα γαῖα τρέφει. Artem quaevis terra alit. Wer etwas kann, kömmt allenthalben fort. Suetonius l. c. cap. 40.

Cestium Florum <sup>35</sup> in das jüdische Land schickete; und als er den Juden sehr hart war, mit vielen Dingen seinen Geiz, Stolz und Muthwillen überte, haben ihn die Juden verjagt; und als er mit ihnen zu schlagen kam, hat er fünf tausend Mann der Seinen <sup>36</sup> verlohren. Also wütheten die Juden durch Gottes Verhängniß, <sup>37</sup> daß sie auch

35 [Florum] der war noch ärger, als Albinus, und machte es noch plumper. V. Joseph. de Bello Jud. Lib. II. cap. 13.

36 der Seinen) von den Stenigen, sagt mein alter Cod. mSt. Es ist aber hier die Rede nicht von seinen Verwandten. Denn es ist nicht glaublich, daß die Florische Familie so stark gewesen; sondern seine Soldaten werden die Seinigen genennet, weil sie seine Soldaten, und er ihr General war.

37 Gottes Verhängniß] nicht als wenn Gott sie zur Rebellion gereizet hätte. Nein; denn Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen. Jacob. I. 13. Et concurrirt zu dem Bösen nicht effectivè, sondern nur permissivè. V. Dieterici Instit. Catechet. p. m. 240. Causas vero, cur Deus homines peccare permittat, eleganter explicat Damascenus L. 2. orthod. fid. cap. 29. p. 149. Vid. etiam Quenstedius, Scherzerus, Brochmannus, Hollazius etc. loco de Providentia, ni fallor.

wider die Römer sich setzten, und von ihnen <sup>38</sup> abfielen. Als aber Kaiser Nero das erfuhr, <sup>39</sup> schickte er Flavius Vespasianum mit seinem Sohne <sup>40</sup> Tito in Syriam.

Und es ist in der Zeit im ganzen Orient <sup>41</sup> wie auch Tranquillus <sup>42</sup> schreibet, eine gemeine

38 von ihnen] den Römern.

39 das erfuhr] nämlich, daß sie von den Römern abgefallen.

40 seinem Sohne] des Vespasiani Sohn. Denn Nero hatte keine männliche Erben.

41 Orient] Morgenland.

42 Tranquillus] das ist der oft angeführte C. Suetonius Tranquillus. Wir haben von ihm, außer denen Leben der zwölf ersten Kaiser, noch 2 Bücher de illustribus Grammaticis [et claris Rhetoribus. Inter recentiores editiones eminent Schildii, quae prodit Lugd. Bat. 1667 in 8vo cum notis variorum. Ornatio et copiosior editio Sam. Pitisci cum selectis annotationibus et elegantissimis Iconibus Traject. ad Rhenum 1690. II. volum. in 8vo. Laudabilior et editio J. G. Graevii cum integris Is. Casauboni et aliorum notis, ac locupletissimo Berneggeri indice Trajecti. 1672. in 4. quae editio reperta est Hag. Comit. 1691. auctior illa quidem et additis iconibus elegantior, sed minus emendata.

Sag' und Gerücht gewesen, daß eben um die Zeit  
 etliche, so aus Juda kommen würden, sehr groß  
 und ganz mächtig in aller Welt sollten werden.  
 Und wie wol das an dem geistlichen Reich Christi  
 also wahr ward, da der Name Christi durch die  
 Predigt des Evangelii (welcher geboren ist aus  
 jüdischem Stamme) in aller Welt groß ward, so  
 habens doch etliche von den zweinen Vespasianis  
 verstanden. Die Jüden aber zogen das Prognos-  
 ticon auf sich; und nachdem ihnen etliche Schlach-  
 ten wider ihre Feinde geriechten, wurden sie stolz, <sup>43</sup>  
 machten drey Hauptleute, <sup>44</sup> und griffen mit Ge-

In usum Delphini publicavit Augustinus Babelo-  
 nius Paris 1684. in 4. Vid. Olai Borrichii  
 Conspect. Script. Linguae latinae p. m. 73. 74.

43 sto [3] wie es allezeit zu gehen pflegt. Wie wohl hätten  
 die Leute gethan, wenn sie bedacht hätten, was die Chris-  
 tliche Kirche im güldenen A B C singet:

„Erheb' dich nicht in deinem Glück,

„Es hat noch wunderbare Tück.

oder, was der alte Comicus Graecus sagt:

Ὅτ' εὐτυχεῖς μάλιστα, μὴ μέγα φρόνει;

Ἀλαζονείας ἔστις ἐκφύγει δίκην.

44 Hauptleute] das war ein großer Schade! Denn da  
 die Philister sahen, daß ihr Stärkster todt war, ließen  
 sie den Ruht fallen. 1 Sam. XVII. 51.

walt die Stadt Ascalon an, da sind sie in zweyen Schlachten darnieder gelegt, haben (ohne daß die Hauptleute umkommen) in die zwanzig tausend Mann verlohren.

Also, nachdem zog Vespasianus aus Befehl des Kaisers <sup>45</sup> in Galildam, <sup>46</sup> welches ein volkreich Land war, vermüset und verheeret alles durchaus, und ward des Mordens, Raubens und Brennens kein Ende; <sup>47</sup> da wurden viel tausend Juden erschlagen, auf einmal <sup>48</sup> in die funfzig tausend wehrhaftige Männer, <sup>49</sup> ohne Weiber,

45 Des Kaisers] Neronis.

46 Galildaa] so hieß das Theil des jüdischen Landes, so gegen Mitternacht an dem Berge Libanon und See Genesareth liegt.

47 Kein Ende] Nicht, daß er ewig gewähret. Denn es hat schon lange ein Ende gehabt; sondern Vespasianus mordete, raubte und brannte so lange, als etwas zu morden, rauben und brennen war. Daß es so zu verstehen wird niemand leugnen, der nur einmal gehöret hat: quod talia sunt praedicata, qualia permittuntur esse a suis subjectis.

48 Auf einmal] nicht auf einen Gieb, das ginge schwerlich an; sondern einer nach dem andern.

49 Wehrhaftige Männer] Leute die zum Kriege

Kinder, gemein Pöbel und Landvolf. Das Kriegsvolk hat da weder alt noch jung verschonet, nicht der Schwangern, nicht der Kinder in der Wiegen.<sup>50</sup> Sechs tausend junger Männer hat Vespasianus auf einmal als eigene Leute<sup>51</sup> geschickt am Isthmo,<sup>52</sup> zu graben Achaja. Drensig tau-

rüchtig. Denn daß es Leute gewesen, die nach deutschem Gebrauche wehrhaft gemacht, glaube ich nicht.

50 Kinder in der Wiegen] O der Grausamkeit! Allein, so geht's im Kriege: da wird veracht und nicht betrachtet, was recht und löblich wäre.

51 Eigene Leute] eigene Lüste. Cod. MSt. cit. Nicht, daß sie von sonderlichem Eigensinn gewesen, sondern sie wurden als Leibeigene verkauft; wie ex consequentibus erhellet.

52 Isthmus] ist ein schmaler Strich Landes zwischen zweyen Meeren. Vid. Amos Comenius in orbe sensualium picto p. m. 17. Hier wird von demjenigen geredet, durch welchen Morea, vor diesem Peloponesus genannt, an dem übrigen Giechenland hängt. Es haben sich viele unternommen, diesen Isthmum zu durchgraben; allein es hat noch keinem gelingen wollen. Vermuthlich, weil Gott nicht haben will, daß man die von ihm dem Meere gesetzte Gränzen ändere. Diese Anmerkung ist nicht meine; sondern der christliche Leser hat sie dem seligen Herrn Johann Hübner zu danken. Vid. dessen geo-

fend jüdische Kriegsteute sind zu der Zeit auf einmal für Leibeigene verkauft. Fünf tausend haben sich aus Verzweiflung selbst von hohen Felsen herab gestürzt. <sup>53</sup>

Der Zeit war ein trefflicher Mann, fast gelehrt, <sup>54</sup> weise und verständig, priesterliches Amtes unter den Juden, und ihrer Obersten einer im Kriege, <sup>55</sup> mit Namen Josephus, und als der im ersten Schrecken mit etlichen wenigen in eine Höhle geflohen war, bey der Stadt Galildä, Jotapata genannt, ward er ergriffen, <sup>56</sup> und zu Vespasiano geführt; und als er nun demselbigen pro-

graphische Fragen p. m. 91. welches ich aus Bescheidenheit nicht verschweigen wollen.

53 Herab gestürzt] Einige wollen behaupten, daß wenige, und vielleicht gar keine, mit dem Leben davon gekommen; aber ich halte für sicherer, daß man in einer Sache von so großer Ungewisheit das ἐπιχειρῆν ergreife.

54 Fast gelehrt] sehr gelehrt. Nicht vix, sondern valde.

55 Obersten einer im Kriege] Er war über Galildä gesetzt, wie er selbst erzehlet Lib. II. de Bello Jud. Cap. 25.

56 Ergriffen] Wie es zugegangen, v. beynt Joseph. I. c. Lib. III. Cap. 14.

pheget, er würde noch Kaiser werden, <sup>57</sup> hat er ihn gnädiglich erhalten. Und derselbe Josephus hat geschrieben, was wir von dieser Historia meistentheils wissen.

Als dies in Galiläa geschah, ist ein Hauf gesammletes, freches, räuberisches Volk <sup>58</sup> gen Jerusalem kommen, das hat einer der großen Herren, Johannes, zu wege gebracht, daß er durch diese Rotte das Regiment ganz zu sich brächte. Da ist abermal <sup>59</sup> viel heimliches Mords, viel Räuberey, viel Plündern zu Jerusalem gewesen, und hat sich allenthalben zum großen Unglück geschickt, und ist die arme Stadt <sup>60</sup> allenthalben wol geplaget gewesen. Es sind die Zeit etliche Hohepriester erschlagen, und oft <sup>61</sup> Blut vergossen, auch im Tempel. Josephus schreibt, daß zwölf tausend von den besten edelsten Jüden in diesem

57 Noch Kaiser werden] Josephus l. c. Und es ist auch eingetroffen.

58 Räuberisches Volk] V. Joseph de Bello Jud. Lib. IV. Cap. 5.

59 Abermal] Denn es war schon vorher geschehen.

60 Arme Stadt] nämlich die Einwohner; *contingens pro recontenta*.

61 Oft] vafen. Cod. MSr. cit.

Ärmen umkommen sind, und ihre Güter und Häuser hat man dem Pöbel und Knechten geben zu plündern. Etliche meinen, dieses haben die Römer durch Practiken zugerichtet.

So war nun dazumal schon, ehe das rechte Wetter <sup>62</sup> sie überfiel, Jerusalem mit dreyerley Unglück <sup>63</sup> geplaget, nämlich mit dem Kriege der Römer, mit Aufruhr und allerley Meuteren in der Stadt, und mit den Tyrannen, <sup>64</sup> welche sich, durch parteyische Practiken, einer nach dem andern aufwarfen, und um der Herrschaft <sup>65</sup> willen viel Bluts vergossen.

Als nun zu der Zeit die Gadarener <sup>66</sup> sich widersezig machten den Römern, mußte sich Bes-

62 Wetter] Unglück, Noth, Jammer.

63 Dreyerley Unglück] Nach dem Sprichwort: Nulla calamitas sola. Ein Unglück ist selten alleine.

64 Tyrannen] Das Wort Tyrannus hat vorzeiten eine gute Bedeutung gehabt; nachgehends aber ist es in einem bösen Verstande genommen worden.

65 Um der Herrschaft] Nam si violandum est jus, regnandi gratia violandum est, aliis rebus pietatem colas. Euripides.

66 Gadarener] V. Marc. V. 1. Luc. VIII. 27. Sie hießen auch Gergesener, Matth. VIII. 29. Und waren

paslanus aus dem Winterlager eilends erheben, und nahm Gadara, die Stadt, <sup>67</sup> ein, und durch seinen Hauptmann, Placidum, erschlug er an die dreßsig tausend Bürger in die Flucht, zwey tausend nahm er gefangen, <sup>68</sup> der andere <sup>69</sup> Pöbel und flüchtige Haufe stürzet sich in den Jordan, <sup>70</sup> und ihre todten Körper sind im Jordan gestossen, bis in den Asphaltiten, <sup>71</sup> welches man das todte Meer nennet, und da sind jenseit des Jordans, bis gen Macheron, allenthalben alle Juden von den Römern überfallen, in groß Schrecken kommen. Als

wohl böse Leute, weil sie Christum nicht bey sich leiden wollten. O Blindheit!

67 Gadara, die Stadt] die Stadt Gadara.

68 Nahm er gefangen] durch seine Leute. Nam quod quis per alium facit, ipse fecisse putandus. Vid. Compendium Metaphysices, quod primum tibi inciderit in manus.

69 Andere] Nicht secunda, sondern reliqua plebs.

70 Stürzet sich in den Jordan] Ich glaube, wo sie nicht schwimmen können, sind sie alle ersoffen.

71 Asphaltiten] Von diesem See hat Josephus ein eigen Capitel, welches das 6te ist in seinem 5ten Buche de Bello Judaico, und woraus ein geneigter Leser viele schöne Sachen lernen kann.

nun zu Ausgang des Winters <sup>72</sup> der Lenz <sup>73</sup> an-  
 gangen, da Vespasianus gehöret, daß Nero todt  
 wäre, <sup>74</sup> lag er <sup>75</sup> zu Cesarea, und machte sich  
 eilend auf, <sup>76</sup> und hat alle Städte der Juden  
 und Idumeer eingenommen, ohne etliche Schloß-  
 fer, welche etliche fremde Krieger inne hatten,  
 und allenthalben hat er die Städte besetzt mit  
 römischem Kriegsvolk, daß er Jerusalem (welches  
 allein überblieben war) desto leichter stürmen und  
 einnehmen könnte. Und dasmal ist Vespasianus <sup>77</sup>

72 Zu Ausgang des Winters] Da kann man se-  
 hen, daß vor Alters die Jahreszeiten in eben der Ord-  
 nung auf einander gefolget, als jetzt.

73 Lenz] Frühling. Fröhjahr. Cod. MSt. cit.

74 Nero todt war] Er erstach sich selbst. Suetoni-  
 us in Nerone, Cap. 49.

75 Lag er] Nicht, daß er eben gestreckt gelegen, sondern  
 er hielt sich daselbst auf. He was to Cesarea. Cod.  
 MSt. cit.

76 Eilend auf] Quia periculum in mora.

77 Vespasianus] Er war ein guter Regent; aber et-  
 was geizig, indem er so gar auf die Secrete s. v. einen  
 Tribut legte, und dabey zu sagen pflegte: Lucri bonus  
 odor ex re qualibet. Wie er merkte, daß er sterben  
 sollte, stand er auf, und sprach: Imperatorem decet  
 stantem mori. Suetonius in Vespas. c. 16. 24.

von seinem Kriegsvolke zum Kaiser aufgeworfen. Darnach zog er in Egypten, von dannen wollte er in Italien, und befahl Tito <sup>78</sup> das Kriegesregiment wider die Juden. Titus aber, als er Kundschaft halben an Dertern nahe bey Jerusalem geritten war, entkam schwerlich, <sup>79</sup> daß er von den Juden nicht gefangen ward. Darnach schlug er sein Lager auf bey Scopos, eine viertel Meile von der Stadt, <sup>80</sup> und theilet das Kriegsvolk, die Stadt mehr denn an einem Ort zu belagern. Mittler Zeit war ein groß mächtig Volk aus allen Städten, von allen Orten, aufs Ostersfest des Gottesdienstes halben, zu Jerusalem zusammen kommen. So waren auch (wie oben angezeigt) zuvor in der Stadt viel gesammelte Haabe, und verwegen los Volk, welches aus Galiläa ver-

---

78 Tito] das war sein Sohn.

79 Entkam [schwerlich]. Mit nauer Noth. Cod. MSr. cit. Man merke depläufig, daß es ein Fehler an einem General, wenn er sich zu sehr wagt.

80 Eine viertel Meile von der Stadt]. Denn er war gewisiget. *Piscator ictus sapit:* und erinnerte sich des Sprichworts: *Procul à Jove procul a fulmine.*

vertrieben war, und waren drey Part <sup>81</sup> in der Stadt, welche die Einigkeit und das Regiment je länger je mehr, (wie es denn gehet) zerrissen. Ein Part hatte den Tempel inne, unter denen war Oberster Eleazarus, ein Sohn Simonis, bey dem hielten die Zeloten, <sup>82</sup> ein böß heuchlisch Volk, <sup>83</sup> das den Bürgern sehr feind war. Den untern Theil der Stadt hatte Johannis inne, welcher ein Anfang allerley Unglücks war. Den obern Theil hatte der Simon inne mit 20000 Juden, welche erfordert waren, die Stadt vor der Zeloten Muthwillen und gewaltsamen Vornehmen zu schützen, da man derselbigen Gäste gerne wäre

81 Part] Theil.

82 Zeloten] Eiferer, à Graeco Ζήλος, unde Ζηλωτής, aemulator, aemulus, sectator, Ζήλος, ajunt Stoici, λύπη ἐπὶ τῷ ἄλλῳ παρῆναι, ὡς αὐτὸς ἐπιθυμεῖ, καὶ ἐκ ἑξεί.

83 Böß heuchlisch Volk] Nicht, daß alle Zeloten und Eiferer ein bößes heuchlisch Volk; sondern es ist nur von diesen Zeloten zu verstehen, von welchen hier die Rede ist: Quod probe notandum contra Indifferentistas et Fanaticos, speciatim Christianum Thomasium, Arnoldum et Dippelium.

wieder los gewesen, hat man ihrer nicht können los werden. <sup>84</sup>

Titus, als er nun merket, daß die Stadt Jerusalem mit so unzählichem Volke überladen und vermengt wäre, rüstet und stärket er sich in grosser Eil, die Stadt zu belagern, und eine Wagenburg um sie zu schlagen, (wie Christus ihnen gesagt,) diemeil das Volk bey einander wäre, daß sie der Hunger <sup>85</sup> desto härter drängete und ängstete. Da das die Juden sahen, versuchten sie ihre höchste Macht, <sup>86</sup> das zu hindern, zu wehren und vorzukommen; aber es war aus, <sup>87</sup> da war kein Glück mehr, unser Herr Gott wollte das Baraus mit ihnen spielen, darum ging ihnen kein Anschlag noch Rath fort, da war eitel Uneinigkeit. Und ist die Zeit in der Stadt ein Aufruhr

<sup>84</sup> Nicht können los werden] Es wäre also besser gewesen, man hätte diese Gäste nicht geladen, quia

Turpius ejicitur quam non admittitur hospes.

<sup>85</sup> Der Hunger] Nam gratie tormentum fames. Hunger ist ein scharfes Schwert.

<sup>86</sup> Ihre höchste Macht] Denn auch ein Wurm krümmt sich vor dem Tode.

<sup>87</sup> Es war aus] et was ut. Cod. MSt. cit.

worden, daß eine große Menge Volks erschlagen ward bey dem Tempel.

Die Stadt Jerusalem war sehr fest an dem Orte, da man zur Stadt kommen konnte, hatte drey Mauern, darum legte sich das römische Kriegsvolk mit ganzer Macht hinan, die Stadt zu stürmen, und nach großer Arbeit ist die zweyfältige Mauer erobert und eingenommen. Dieselbige Zeit ist eine unzählige Menge Volks Hungers gestorben, wie Josephus schreibt. Um ein klein Bißlein Brods haben sich oft die besten Freunde gehauen und gestochen, die Kinder haben den Eltern, Vater und Mutter, oft die Speise aus dem Munde gerissen,<sup>88</sup> da hat weder Bruder noch Schwester sich eines des andern erbarmet.<sup>89</sup> Ein Scheffel<sup>90</sup> Korn hat viel Guldin gegolten: Et

88 Aus dem Munde gerissen] ut dem Mute retin. Cod. MSt. cit. Man sagt daher auch noch, wenn man sich ihrer zwen um ein Etücker Brodt reissen siehet: da geht es her, wie bey der Zerstörung Jerusalem.

89 Sich eines des andern erbarmet] Denn ein jeder ist sich selbst der nächste. Proximus sum egomet mihi.

90 Scheffel] Eshapel. Cod. MSt. cit.

liche haben Kuhmist <sup>91</sup> für großem Hunger, etliche die Riemen von den Satteln, das Leder von den Schilden abgenaget und gefressen, etliche haben noch Heu im Munde gehabt, und sind also todt gefunden, etliche haben in den heimlichen Gemachen gesucht, mit Unflat <sup>92</sup> und Mist von dem Hunger sich zu erretten, und ist eine solche große mächtige Menge Hungers gestorben, daß Ananias, Eleazari Sohn, welcher in der Zeit der Belagerung zu Eito geflohen, angezeigt, daß hundert tausend und funfzehn tausend todt Körper in der Stadt gefunden, und begraben sind. Egesippus schreibt, daß allein zu einer Pforten so viel tausend Leichen hinausgetragen sind, und daß in die sechshundert tausend Menschen solcher Zeit der Belagerung todt geblieben sind.

Die Juden hatten noch inne die Burg Antoniam, welches eine starke Festung war; so hatten sie auch den Tempel inne, von welchem eine Brücke in die Stadt ging. Diese Festung zu er-

---

91 Kuhmist] Rohdred. Cod. MSt.

92 Unflat] Echier. Cod. MSt.

ubern, kostet vielmehr Arbeit, <sup>93</sup> denn alle andere  
 Derter. Titus aber, wiewol er gewiß war, daß  
 der Hunger endlich die Juden in der Stadt tilgen  
 und theilen würde, ließ ihm doch die Weile lang  
 seyn, und hielt an, vermahnet das Kriegsvolk,  
 die Festung mit Gewalt zu stürmen. Wiewol nun  
 grosse Gefahr dabey war; so geriebt es doch den  
 Römern alles, und war kein Sieg noch Glück  
 mehr bey den Juden. Als nun die Römer das  
 Schloß inne hatten, gab der Trompeter mit der  
 Posaunen <sup>94</sup> ein Zeichen, und wurden die Juden,  
 welche das Schloß inne hatten, alle erschlagen, <sup>95</sup>  
 etliche von den Mauren geworfen, etliche haben  
 sich selbst zu Tode gefallen, etliche sind bey der  
 Nacht eilends in die Stadt entkommen. Folgende  
 hat das Kriegsvolk sich derer, so den Tempel inne

93 **V i e l m e h r A r b e i t**] Denn es war eine starke  
 Festung.

94 **T r o m p e t e r m i t d e r P o s a u n e n**] Entweder dieser  
 Trompeter hat mehr als ein Instrument verstanden, oder  
 es ist auch eine Trompete, und keine Posaune, gewesen,  
 damit er ein Zeichen gegeben.

95 **A l l e e r s c h l a g e n**] fast alle; denn einige sind bey  
 Nacht in die Stadt entkommen.

hatten, ernstlich angenommen. Man saget, Titus sey Willens gewesen, des Tempels zu verschonen; aber es war aus. Gott schickets, daß da kein Verschonen <sup>96</sup> war. Denn als man lang und heftig gestritten und gearbeitet hatte, und die Jüden weder mit Dräuen noch Vermahnen <sup>97</sup> zu bewegen gewest, die festen Dertter zu übergeben; merket das Kriegsvolk, daß ihnen des Orts nicht anders, dann mit Hunger, (welches denn lange würde) oder mit Feuer wäre abzubrechen. Und also haben etliche der Kriegsknechte Feuer in den Tempel geworfen, das ist angangen, und also auf die Stunde das herrliche, treffliche, köstliche Gebäude, welches die Zeit hoch und weit berühmet war, verbrandt und zu Aschen worden. Die Jüden, so den obern Ort der Stadt inne hatten, sind zum Theil in die Stadt geflohen; aber viele mehr sind durchs Feuer und Schwerdt umkommen. Die Priester haben ihr Leben zu fristen ganz kläglich gebeten und geflehet; aber da ist Gnade bey Gott

---

96. Kein Verschonen] Denn Christus hatte gesagt: Es sollte kein Stein auf dem andern bleiben. Matth. XXIV. 2.

97. Weder mit Dräuen noch Vermahnen] O der Hartnäckigkeit!

und Leuten ausgewiesen. Titus, wie Egesippus schreibt, hat geantwortet: So ihr Tempel und Gottesdienst dahin sey, dürfte man der Priester nicht mehr. 98

Die Verwüstung des Tempels ist geschehen auf den 10 Tag des Monats Augusti, gleich auf den Tag, da der erste Tempel vom Könige zu Babylonien verbrandt ist. Und ist der Tag sonderlich der Unglückstag dem Tempel gewesen. Und von dem ersten Tempel an und seiner Erbauung, welchen Salomo erbauet, bis auf das andre Jahr Vespasiani, da der Tempel zu Grund verwüstet ist, sind 1101 Jahr. Von der Zeit aber, da man den andern Tempel wieder angefangen hat zu bauen, welches ist geschehen im andern Jahre des Königs Cyri, sind 569 Jahre.

Da nun die Juden so geängstet wurden, wie wol keine Hoffnung war der Rettung, starben viel

---

\*) Dürfte man der Priester nicht mehr] Da kann man sehen, was die Fanatici vor gefährliche Absichten haben, wenn sie die Kirchen und den äußerlichen Gottesdienst verwerfen; denn die Folge ist richtig: Wenn man keine Kirchen und öffentlichen Gottesdienst hat, so braucht man der Priester nicht mehr.

tausend Hungers; doch blieben die übrigen auf ihrem Vornehmen. Josephus schreibt, daß auf die Tage, als der Tempel verbrandt und verwüßt, ein schrecklich greulicher Fall sich begeben, welchen man bey den Nachkommen kaum glauben wird. Es war eine ehrliche Frau, reich und großes Geschlechts, jenseit des Jordans aus Furcht mit den andern gen Jerusalem geflohen. Als nun die Stadt so hart bedrängt und gedünstet war mit Hunger, hat sie ihr junges Kindlein in der Wiegen (mit was Jammer und Schmerzen ist wol zu denken!) geschlachtet, und hat das halbe Theil gebraten und gegessen, die andere Hälfte, als die Kriegsknechte umher gelaufen und Speise gesucht, hat sie ihnen vorgesetzt; die Kriegsknechte aber haben sich vor dem greulichen Anblick entsetzt, und doch sich des elenden Weibes erbarmet, und die Sache den großen Herren zu Jerusalem offenbaret. Dieser schreckliche Fall hat sie bewegt, daß sie von dem Tage an gedacht haben, sich zu ergeben, sind mit Tito zur Unterredung und Handlung kommen. Aber dieweil Friede zu machen sie zu lang geharret hatten, und sie um Fried und Frenheit baten, da sie schon ausgehungert, und aufs höchste bedrängt waren, ward nichts draus:

und ist wenig Tage die Stadt noch kümmerlich aufgehalten. Mittler Zeit ist unzähliges grosses Volk, aus grosser Angst und höchster Noth, untrügliches Hungers, aus der Stadt ins Lager, den Feinden in die Hände gelaufen. Da hat man sie sehr wolfeil verkauft. Indem haben ohngefähr die Kriegsknechte gesehen, daß ein Jude aus seinem eigenen Mist hat Gülden, welche er eingeschluckt, gelesen. Da ist bald ein Gerücht<sup>99</sup> durch das ganze Lager gangen unterm Kriegsvolk, die Juden, so heraus ins Lager gestochen, hätten Gold eingeschluckt, (denn es waren etliche, welche durch fleissig Besuchen sonst nichts denn Gold konnten wegbringen, oder für den Krieger behalten.) Dieß Gerücht gab nun Ursach, daß von den Kriegsknechten, welche dachten, sie würden bey allen Juden Gold finden, über zwey tausend Juden wurden in einer Nacht<sup>100</sup> aufgeschnitten, und ihr

99 Bald ein Gerücht] Denn:

„Fama malum, quo non aliud velocius ullum:

„Mobilitate viget, viresque acquirit eundo.

Virgil. Aeneid. Lib. IV.

100 In der Nacht umkommen] Was thut der selbige Geiz nicht!

wären vielmehr umkommen, wenn Titus nicht hätte lassen ausrufen und gebieten, daß man die Gefangene nicht tödten sollte. <sup>101</sup>

Endlich ist die Stadt Jerusalem erobert, und ist weder Jung noch Alt verschonet; doch ist ein Gebot ausgerufen, daß man aller elenden Leute, so zu keiner Wehr oder Widerstand vermöglieh wären, schonen sollte. Also ist ganz Jerusalem durchaus vom Feinde schrecklich geplündert, angestreckt und verbrandt, das mehrere Theil zerrüttet und verwüstet, und nur wenig Gebäu stehen blieben, daß man etlich römisch Kriegsvolk hat können drinnen zur Besatzung lassen. So sind auch etliche einzelne wüste steinerne Gebäu und wüste Thürm blieben; allein bloß und öde, zur Anzeig

„- - - quid non mortalia pectora cogis

„Auri sacra fames. - - -

Virgil. Aeneid. Lib. III.

101 nicht tödten sollte] Denn er war gar ein großer Prinz; daher er auch, wenn ein Tag verstrichen, an welchem er niemand Gutes gethan, zu sagen pflegte: „Amici, diem perdidit; welche Aufführung ihm dann den Titel: Deliciae generis humani, zu wege gebracht. O daß doch alle Fürsten diesem Kaiser gleichten!

gung, daß da eine Stadt etwa wäre gewest. Und ist also Jerusalem verwüßet und zu Grunde verderbet, den achten Tag Septembris im fünften Monate darnach, als sie erst belagert ward. Von dem grossen Haufen unzähliger Menge der Gefangenen hat Titus siebenzehen tausend, alle junge starke Mannspersonen, gen Alexandriam geschickt, daselbst wie leibeigene Knechte Stein zu tragen und zu arbeiten. Viel Jüden hat man wie das Vieh gar wohlfeil verkauft, zwey tausend hat man hin und wieder ausgetheilt in Ländern durchs ganze römische Reich, daß man sie zum Gepränge, wenn man Spectacul gehalten, die wilden Thiere hat zerreißen lassen. Die Menge aller Gefangenen, so am Leben, sind an der Zahl gewesen sieben und neunzig tausend, so doch erst wohl zehnmal hundert tausend, als die Belagerung angefangen, in der Stadt gewesen, welches mehrentheils Fremde gewesen und nicht Bürger, wiewol alle vom jüdischen Stamme und Geblüt.

Als nun Titus Jerusalem mit Gewalt eingenommen, verbrandt, zerrüttet und verheeret hatte, besetzte er den Ort des Landes mit etlichen Kriegsknechten, um der umliegenden Länder willen, und er verrücket bis an den Fluß Euphrates, denn so

weit ging dazumal das römische Reich. Als aber die gewaltige, berühmte, heilige Stadt Jerusalem verflöhret ist, hat man gezehlet von Anbeginn der Welt 4034, von Anfang der Stadt Rom 823 Jahr, nach dem Leiden Christi im vierzigsten Jahr. Also hat Jerusalem, die allerberühmteste Stadt im ganzen Morgenlande, ein elend und jämmerlich Ende genommen.

---

## Das erste Register der angeführten Schriftstellen.

Matth. VIII, 29.	Jac. 1, 13.
— — XXIV.	Exod. XII, 8. 15.
— — XXIV, 12.	— — XXIII, 15.
Marc. V, 1.	— — XXXIV, 12.
Luc. VIII, 27.	Sap. 11, 2.
— — XI, 17. 18.	

## Das zweite Register der angeführten Auctorum.

Acerra Philologica.	Damascenus.
Arrianus	Dio Cassius.
Bayle Pierre)	Dietericus.
Berrichius (Olaus)	Euripides.
Brochmannus.	Gruterus.
Cod. MStus.	Hieronymus.
Comenius (Amos)	Hollazius.
Comicus Graecus.	Horatius.

Hubnerus.	Scherzerus.
Josephus.	Sigonius.
Ovidius.	Spanhemius.
Phlegeton.	Strabo.
Plutarchus.	Suetonius.
Quenstedius.	Tacitus
Salustius.	Trebellius Pollio.
Salmasius.	Virgilius.

## Das dritte Register der vornehmsten Materien.

### A.

A B C (das güldene) haben	Autor, mag sich nicht selbst
die Juden nicht fleißig	loben 107
gesungen 136	ist bescheiden 108
Albinus Landpfleger in	schreibt seine Anmerkun-
Eyrien 129	gen nach dem Geschmaks-
Josephus sagt nicht viel	te des Herrn Magisters
Gutes von ihm 129	Sievers 108
Arnold (Gottfried) ein	suchet dem Herrn Magister
Indifferentiste und Fa-	Sievers nachzunehmen 108
naticus 145	mag den Herrn Magister
Asphaltites, (der See)	Sievers nicht loben 109
Josephus schreibt schöne	Ursachen, warum er dieses
Sachen davon 142	nicht thun möge 109
	klaget über die naseweisheit
	Eplitterrichter 109

erläutert ein lehrreiches  
 Buch mit noch lehrrei-  
 chern Anmerkungen 111  
 lehret sich nicht daran,  
 was man von ihm und  
 seiner Arbeit urtheilet 110  
 schreibt nicht ums Brod 110  
 nicht um Ehre zu erja-  
 gen 110  
 will seinem Nächsten die-  
 nen 110  
 will mit seinem Pfunde  
 wuchern 110  
 wie er auf den Gedanken  
 kommen, seine Anmerk-  
 ungen zu schreiben 111  
 worin dazu angefrischet 111  
 ist höflich und voll christli-  
 cher Liebe 111  
 A u t o r, dessen Absicht ist lau-  
 ter und untadelich 111  
 wer seiner spotter, versün-  
 diget sich 112  
 redet seinen Lesern beweg-  
 lich zu 112  
 stellt seiner Schrift die  
 Nativität 113  
 ist gefassen 114

hat mit einem ehrlichen  
 Manne geredt 116  
 ergreift das *ἐπιχειρῶν* 117  
 wird dem Herrn Magister  
 Sievers desto ähnlicher,  
 je ärger die Spötter mit  
 ihm umspringen 115  
 bekömmt durch einen son-  
 derlichen Zufall einen  
 Cod. MSt. 131  
 macht eine Anmerkung, die  
 ganz neu ist, und an  
 welche vor ihm niemand  
 gedacht 130  
 eifert für die Ehre des  
 Herrn Magister Sievers  
 120 121  
 vergift fast von seinem Les-  
 ser Abschied zu nehmen 122  
 A u w e n m i r, ein jüdischer  
 Seuffer 130 131  
 war zu den Zeiten der Zer-  
 störung Jerusalem noch  
 ein ungewöhnliches Wort  
 bey den Juden 130  
 wer zuerst so geschrieben 130  
 A u s, was es auf Nieder-  
 sächsisch heiße 146

B.

Banle (Peter) glaubt nicht,	ses sur la Comete ges	
dah die Cometen was	schrieben	123
Böses bedeuten	ist gottlos	123
Banle hat pensees diver-		

C.

Cometen, ob sie was Bö	wird von jedermann geser	
sest bedeuten	hen, der nicht blind	
was die Alten davon ges	war	123
glaube		123

D.

Deutsche Sprache, ist	Thoren und wütende	
zur Zeit der Zerstörung	Leute	129
Jerusalem daselbst noch	Dichten heisst oft so viel	
nicht sonderlich bekannt	als denken	129
gewesen	Doppel (Joh. Contr.) ein	130
Dichter, sind nicht alle	Indifferentiste und Far	
	naticus	143

E.

Eiferer, s. Beloten.	Erlische, haben unrecht	123
----------------------	-------------------------	-----

F.

Fanatici, haben böse Abs	machte es noch plumper	
sichten		131
Florus (der Landpfleger)	dessen Familie ist nicht	
nach ärger als Albinus	5000 Mann stark gewes	
	sen	134

G.

G.

Gadarener, wie sie sonst	hat Herr Magister Sievers
genennet werden 141	mitdrucken lassen 111
wollen Christum nicht leis-	man beklagt, daß er sie
den 142	nicht mit Anmerkungen
	erläutert 112
Galiläa, wo es gelegen 137	der Text derselben ist an
	einem Ort verdorben 130
General, muß sich nicht	wie es damit zugegangen
zu sehr wagen 144	130
Geschichte, von der Zers-	Grünes Holz, Schluss
störung Jerusalem ist	daraus a majori ad mi-
lehrreich 111	nus 115

H.

Hauptleute, wenn sie in	Magn) wird von den
der Schlacht bleiben, ist	Mäusen gefressen 132
es ein großer Schade 136	Hunger, ist ein scharfes
Hatto, (Erzbischof von	Schwerdt 146

I.

Jahrzeiten, wie sie vor	geht zu Fuß nach Jerusa-
diesem auf einander ges-	lem 126
folget 143	schläft nicht 126
Jesus (Anani) eines ger-	schreiet immerfort 126
meinen Mannes Sohn	weinet nicht, wenn er ge-
126	peitschet wird 127
hat auch eine Mutter ges-	heißt zuweilen Athem 127
habt 126	kann nicht leise schreien 127

ist melancolisch gewesen	128	schreibt schöne Sachen von	
wird nicht müde	128	dem See Asphaltites	142
hat zuerst an wey mir!		Isthum, was es sey	138
geschrieen	129	soll durchgegraben	
hätte noch länger leben		werden	158
können, wenn er nicht		es will aber nicht ange-	
erschossen	152	hen	138
Josephus, wird über Gas-		und warum	138
tiläa gesetzt	138		

R.

Rrieg, wie es darinnen		Rühem ist, wie es auf Nie-	
hergehet	137	dersächsisch heiße	148

L.

Lenz, was es bedente	145	Liebers ein wohlgerathes	
wie es auf Niedersächsisch		nes Kind hat	121
heiße	145	hat manche Lust von dem	
Leute, wie dieses Wort auf		Herrn Magister	122
Niedersächsisch heiße	138	will dessen Verdienste bes-	
Lübeck, ist glücklich, daß es		lohnen	122
an dem Herrn Magister			

M.

Morea, wie es vor Zeiten		Menschen, werden alle von	
geheissen	138	Weibern geböhren	126

N.

Nero, ist ein Tyrann ge-		läßt seine Mutter hinrich-	
wesen	153	ten	153
regiert anfangs wohl	133	zündet Rom an	133

verfolget die Christen	133	Niemand hört gerne etz	
ersticht sich selbst	133	was unangenehmeß	127

D.

D f t , wie es auf		Niedersächsisch heiße	140
--------------------	--	-----------------------	-----

P.

<b>P a u l u s</b> (der Apostel)		<b>P r o v i n z e n</b> (römische)	
wird unter Nero ents		sind nicht einer Art ges	
hauptet	133	wesen	121
sein abgehauener Kopf ruft		<b>P r o v i n z e n</b> (römische) in	
noch drey mal Jesus	133	allen waren Stadthal	
<b>P e t r u s</b> (der Apostel) wird		ter	127 128
unter Nerone hingerich		Kaiser eignen sich einige	
tet	133	zu	127 128

R.

<b>R a t e n</b> , Jerusalem ist nicht		Juden nicht dazu gereis	
damit geplaget worden	132	zet	134
<b>R e b e l l i o n</b> , Gott hat die		Rotten, was es sind	132

S.

<b>S c h e f f e l</b> , wie es auf Nie		verräht seine Einfalt	119
dersächsisch heiße	147	ist der einzige, der über	
<b>S c h m ä h s c r i f t</b> , wider		den Herrn Magister Gies	
den Herrn Magister Gies		verspottet	119
vers ist nicht aus Lübeck		<b>S c h m ä h s c r i f t</b> , wird mit	
kommen	121	dem Midas verglichen	119
Autor derselben ist ein bö		wird gepuht	119
ser und neidischer Mensch		versummet	119
119		<b>S c h w e r l i c h</b> , wie es auf	

Niederländisch könne ge-	ein ungelehrter lobt sein
geben werden 125	Buch 116
Sechste Nachstunde,	- schreibt kurz und deutlich
wie viel es nach unserer	117
Uhr sey 125	hat viel besonders in sel-
pflegt darinn zu spuken 125	nen Anmerkungen, so
Elevers (Mr. Heint. Jac.)	man sonst nirgends fin-
ein vortrefflicher Mann	det 117
112	ist scharfsinnig 117
ein wackerer Mann 112	hat tiefe Einsichten 117
dienet dem Autori zum	ist ein Stebling und Schoo-
Muster 108	Kind des Apösto 119
ist bescheiden 108	ist ein muthiger Scribent
seine Verdienste sind aller	120
Welt bekannt 108	wird nicht aufhören, Bü-
und ausnehmend 108	cher zu schreiben 120
schreibt Anmerkungen über	pukt den Epötter, der sich
die Passion 107	an ihm reiben wollen 119
seine Anmerkungen schaf-	ist ein grosser und frucht-
ten viel Frucht 107	-barer Geist 120
werden von Leuten bes-	kömmet mit Zwillingen nie-
deren Geschlechts geles-	der 121
sen 107	bringt seiner Vaterstadt viel
wird von einer gelehrten	Ehre 121
Gesellschaft zum Mits-	-macht ihr manche Lust 121
gliede angenommen 115	setzt seine Anmerkungen
wird in den Zeitungen	einem grossen Gottesge-
gestriegelt 116	lehrten 119

wird von selbigem gelobet

118

mag aber aus Sittsamkeit

nicht nachsagen, was

zwischen ihnen vorgegan-

gen

118

Stadthalter, die Römer

hatten in allen ihren

Provinzen einen

127

wie der in Egypten geneu-

net worden

127

in Egypten hat keine Fa-

scen

128

und warum

128

wie die, so die Kayser in

ihren Provinzen gesetzt,

genennet werden

128

### E.

Thomasius (Christ.) ein

Judifferentist und Fa-

naticus

145

Tyrann, dieses Wort hat

vor diesem eine gute Bes-

deutung gehabt

141

Titus, ein gnädiger Prinz

145

### N.

Nespaſianus, ein guter

Regent

143

iſt etwas gelzig

145

legt Tribut auf die Ses-

crete

143

ſtirbt ſtehend

143

Unflat, was es auf Nie-

derſächſiſch heiſſe

148

### S.

S ä h r e n und Thränen

(keine) laſſen, was es

ſey

128

S e l o t e n, ſind nicht alle

ein böſe und heuchliſch

Wolf

145

Etymologie dieſes Wortes

145

---

## Entschuldigung

an den geneigten Leser.

**I**ch sehe vorher, daß meine Anmerkungen über die Historie von der Zerstörung der Stadt Jerusalem bey dem geneigten Leser eine Begierde erwecken werden, zu wissen, ob ich sonst nichts geschrieben. Nun würde ich freylich nicht ermangelt haben, demselben, nach Art aller rechtschaffenen Gelehrten, um meinem Buche die rechte Figur eines Buchs nach der Mode zu geben, mit einem Verzeichnisse meiner Schriften so schuldig, als willig, aufzuwarten; allein der geneigte Leser wird mich entschuldiget halten, daß ich für diesmal einem so löblichen Gebrauche nicht nachlebe. Denn ich kann auf meine Ehre versichern, daß diese Anmerkungen die erste Kraft

meines Verstandes sind, und ich sonsten noch nichts geschrieben habe. Weil man mir in meiner Jugend weiß gemacht hat, ein junger Mensch müsse erst etwas lernen, ehe er die Feder aufsetze, und sich andere zu lehren unterfinge. Dieses Vorurtheil hat mich bishero abgehalten, der Welt mit meinem Talente zu dienen: Allein, da ich auf das, was in der gelehrten Welt täglich vorgehet, genauere Acht gehabt, bin ich gewahr worden, wie schändlich man mich betrogen habe, und begreife nunmehr ganz deutlich, daß man gar füglich ein berühmter Scribent seyn könne ohne die geringste Wissenschaft zu besitzen, und daß es folglich eine unnütze Mühe sey, wenn man durch vieles Studiren seinen Verstand und seine Gesundheit schwächt. Ich halte demnach das Vorurtheil, so man mir in meiner Jugend beygebracht hat, für höchst schädlich, und bin versichert, daß, wenn man sich nach selbigem richten wollte, in kurzem die Buchdrucker und Buchhändler an den Bettelstab kommen würden. Ueber mich sollen diese Leute nicht seufzen; ich will ihnen, wo ich lebe, genug zu schaffen ge-

ben: niemand verachte meine Jugend. Ich bin, Gott Lob! über mein 21stes Jahr; wer aber über seine 3 mal 7 Jahre ist, kann, wie bekannt, in allen Gesellschaften, und folglich auch in der gelehrten Welt, ein Wort mitsprechen. Ich weiß wohl, daß es gemeinlich heißt: Verstand kommt vor Jahren nicht: Allein ich weiß auch, daß dieses Sprichwort von alten Leuten herrühre. Die Alten sind, wie jedermann weiß, neidisch und eigensinnig. Die guten Leute meinen, sie hätten alle Weisheit gefressen: Was sie sagen, das muß vom Himmel herab geredet seyn; und was ein junger Mensch vorbringt, das muß Kindererey heißen, es sey auch so klug, als es wolle. Aber es giebt, zu allem Glück, so viele alte Narren, daß niemand an der Wahrheit des Sprichworts: Alter schadet der Thorheit nicht, zweifeln kann, und die Alten sind selbst so wenig in Abrede, daß die Kräfte ihres Verstandes mit den Jahren abnehmen, daß vielmehr die Empfindung dieser Abnahme ihnen die bittersten Klagen auspresset. Ja die Macht der Wahrheit ist so groß, daß sie oft, wider ihren

Wissen, mit Unmühe bekennen, und sprechen müssen: Die Jungen sind immer klüger, als die Alten. Ein Mensch, der den Vorsatz hat, sich durch seine Schriften um die Welt verdient zu machen, thut demnach sehr wohl, wenn er beyzeiten anfängt, und die Zeit, da sein Verstand in seiner besten Blüthe ist, mit dieser edlen Bemühung zubringet. Die Bücher, welche wir schreiben, sind die Kinder unsers Verstandes, und die Zeugung dieser geistlichen Kinder setzt eben so wohl, als die Zeugung der leiblichen, eine Beschaffenheit unserer Kräfte voraus, die man bey den Alten vergebens sucht, und nirgends besser, als bey frischen Jünglingen, findet. Wir heyraten also, wann wir noch jung sind, und dieses hat, nach einem sehr bekannten Sprichworte, noch niemand gereuet. Die Ursache davon ist leicht zu begreifen: Denn auf solche Art können wir hoffen, unsere Kinder groß zu sehen, und an ihnen in unserm Alter unsere Freude zu haben. Die Freude, die wir an den Kindern unsers Verstandes erleben, ist gewiß nicht geringer, als das Vergnügen, welches uns unsere

leibliche Kinder geben; und folglich handelt derjenige, der das Bücherschreiben bis ins Alter spähret, eben so thöricht, als ein Greis, der erst heyratet, wann er schon einen Fuß im Grabe hat. Wer dieses recht bedenket, der wird mit mir den Schluß machen, daß man schreiben müsse, wenn man noch jung ist, *ut nosmet ipsi*, wie Cicero sagt, *vivi gloria nostra perfruamur*. Die Zeit, wann man anfangen müsse, ist zwar so eigentlich nicht zu benennen; doch deucht mich, daß man einem Scribenten der 3 mal 7 Jahre alt ist, nicht vorwerfen könne, er habe zu jung angefangen; und hoffe, ein jeder, der weiß, was vor Geheimnisse in den Zahlen stecken, werde mir Beyfall geben. Ich behalte mir vor, dieses alles in einem eigenen Werke, zum Troste aller jungen Scribenten, weitläuftiger auszuführen, und versichere zum Beschluß den geneigten Leser, daß ich hinfort kein Papier und Dinte spahren, sondern durch Herausgebung der herrlichsten Werke ihn zu vergnügen, und mich in der Welt bekannt zu machen, nicht ermangeln werde. Die Werke aber,

welche ich theils unter Händen, theils zum Drucke fertig liegen habe, sind folgende:

1. Kurze und gründliche Anleitung, wie ein junger Mensch ohne allen Verstand und alle Wissenschaft gelehrt und berühmt werden könne.  $8\frac{3}{4}$  Bog. 8.
2. Thraso, oder von dem anmüthigen Geruche des Selbstlobes. 2 Bogen, 8.
3. Tiresias, oder Untersuchung der Frage: Ob der Vater oder die Mutter sich am meisten freue, wann der Sohn gelehrt ist? 4 Bog., 8.
4. Vorschlag zur Verbesserung der Manufacturen in Niedersachsen.  $5\frac{1}{4}$  Bogen, 8.
5. Vitrea fracta, oder des Ritters Robert Elif-ton Schreiben an einen gelehrten Samojeten, betreffend die seltsamen und nachdenklichen Figuren, welche derselbe den 13. Januar st. v. Anno 1732. auf einer gefrorenen Fensterscheibe wahrgenommen, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt. 4 Bog.
6. Neue Methode, die Juden zu bekehren.  $6\frac{1}{4}$  Bogen, 8.

7. Das Leben des berühmten Poeten Varius,  
10 Bogen, 8.
  8. Lob der Inquisition. 4 Bogen, 4.
  9. Vorschlag zu Abkürzung der Prozesse. 6 Bo-  
gen, 4.
  10. Das jämmerliche Ende des Keisers Arrius  
in gebundener Rede: Mit Kupfern. 4 Bo-  
gen, 4.
  11. Die Glückseligkeit der Nasenden. 8 Bog., 8.
  12. Sammlung aller meiner Schriften.  $2\frac{2}{3}$  Al-  
phabet aufs höchste.
-

Vitrea fracta,

oder

des Ritters Robert Clifton

Schreiben

an einen gelehrten Samojeden,

betreffend

die seltsamen und nachdenklichen

Figuren,

welche derselbe

den 13. Januar st. v. 1732

auf einer

gefrorenen Fensterscheibe

wahrgenommen.

Aus dem Englischen ins Deutsche

übersetzt.

---

Frankfurt und Leipzig,

1732.

**VIRGILIUS.**

- - - - juvat ire jugis, qua nulla priorum  
Castaliam molli divertitur orbita clivo

---

## Mein Herr!

Nimmer habe ich mich so sehr gefreuet, als da mir, zu Ausgang des vorigen Jahres, der Herr William Medley Dero vortreffliche Ode auf den Tod des Kaisers Peters des Ersten, samt Dero gelehrten Nachricht von dem Zustande der Insel Nova Zembla vor der Sündfluth, von Archangel aus zuschickte.

Ich bin zwar niemals so leichtgläubig gewesen, daß ich alles für unstreitige Wahrheiten angenommen hätte, was die gemeinen Bücher von der Barbaren sagen, die in den Nordländern herrschen soll; noch weniger hat mir der hochmüthige Wahn vieler Landsteute gefallen wollen, die sich einbilden, daß aller Wiß in den Gränzen unserer Insel eingeschlossen sey. Der Umgang, den ich, auf meinen ehemaligen Reisen, mit vielen gelehrten und scharfsinnigen Lapländern gehabt habe,

hat mich eines andern belehret: Allein das hätte ich mir doch nimmer träumen lassen, daß in einem Lande, welches man uns als eine Wüsteney, und als eine Wobnug der Ohim und Zihim beschreibet, ein Mann von so scharfem Verstande, und von so groffer Gelehrsamkeit, anzutreffen sey, als aus ihren Schriften hervor leuchtet.

In Spanien bildet sich der Pöbel ein, ein Rezer sey ein Thier, das Hörner und Klauen hat. Unser Irrthum in Ansehung der Samojeden ist gewiß nicht kleiner gewesen. Kaum hat man bis hero geglaubet, daß ihr Vaterland von vernünftigen Creaturen bewohnet werde; so scheußlich hat man uns dessen Einwohner abgemahlet. Urtheilen Sie demnach, mein Herr, wie groß meine Verwunderung gewesen seyn müsse, als ich Dero herrliche Schriften gelesen.

Gewiß, mein Herr, ich bin erstaunet, daß ein Poet, der in einem so kalten Lande gebohren ist, in seinen Gedichten so viel Feuer zeigen könne, und muß bekennen, daß die Einfälle unserer Dichter, gegen die ihrigen zu rechnen, kälter sind, als alle Eisberge in der Meer-Enge Bengas.

Sie schreiben so hoch und prächtig, als ein Araber, und ich wüßte keinen unter den Alten,

der

der ihnen gleich zu schätzen sey, als den Pindarus. Ich weiß nicht, ob sie denselben gelesen haben; das weiß ich, daß ihre vortreffliche Ode eben die Bewegungen in meinem Gemüthe erregt, die ich spüre, wann ich diesen alten Griechen lese: Und einer meiner Freunde hat mir zugeschworen, er verstünde von ihrer Ode eben so viel, als vom Pindarus.

Ich glaube es ihm gerne, und bin versichert, daß alle unsere Gelehrten, die sich so klug dünken, und so geneigt sind, andere zu verachten, von Ihren Schriften nicht das Geringste verstehen. Ich habe noch keinen gesehen, der nicht Nase und Maul aufgesperret hätte, wann er von den herrlichen Nachrichten gehöret, die Sie uns von Nova Zembla geben. Wie groß wird nicht ihre Bestürzung seyn, wann sie des Herrn Medley vortreffliche Uebersetzung dieser gelehrten Geschichte erst lesen, und mit ihren Augen sehen werden, wie wenig Ursache sie haben, die nordischen Völker zu verachten. Ich wollte wünschen, daß sie dadurch bescheidener würden, und begreifen lerneten, daß ihr Wissen Stückwerk sey: allein ich weiß nicht, ob ich es hoffen kann. Wo fern ich unsere Gelehrten recht kenne, werden sie lieber alles,

was Sie uns von Nova Zembla erzehlen, für erdichtet ausgeben, als gestehen, daß sie es bishero nicht gemußt haben.

Ich werde mich dieser Sünde nicht theilhaftig machen; sondern allemal bekennen, daß ich aus ihren Schriften unglaublichen Nutzen geschöpft habe. Ich werde es dem Herrn Medlen, so lange ich lebe, Dank wissen, daß er mir Dero Bekanntschaft zuwege gebracht, und ein beständiger Verehrer ihrer Verdienste leben und sterben.

Diese Erklärung habe ich schon lange auf meinem Herzen gehabt, und auch bereits etliche mal die Feder ergriffen, mich derselben in einem Schreiben an Sie zu entledigen. Allein es hat mir bis auf diese Stunde nicht glücken wollen: Ich habe wohl drey mal angefangen; aber auch drey mal wieder ausgestrichen, was ich geschrieben hatte.

Es ist dieses an Leuten meiner Art etwas ungewöhnliches. Wir, die wir von den Spöttern armselige Scribenten berisset werden, haben auch bey unsern Feinden den Ruhm, daß wir nicht lecker sind, und daß uns alles geräht, was wir anfangen. Ich wüßte noch keinen von allen meinen Brüdern, der sich jemalen geschämet hätte,

etwas vorzubringen, so die leckere und verweichlichte Welt für läppisch hält, und ich selbst erkenne gar wohl, daß die Schamhaftigkeit eine Tugend sey, die mir und meines gleichen eben so schädlich ist, als einem Dürstigen. Ich erkenne dieses, sage ich, und bewundere die Vollkommenheit meiner Brüder. Ich muß aber zugleich meine Schwachheit gestehen: Ich streiche noch aus, und scheue das Urtheil derer, die sich klug dünken. Dieses ist das einzige, das meine Freunde an mir tadeln. Allein, ich bin nun so, und mein Schicksal will, daß ich mich mit dieser Unvollkommenheit schleppen soll.

Ich fühle am besten, wie beschwerlich es ist, und wer da wüßte, was mich bloß der Anfang dieses Schreibens vor Mühe gekostet hat, der würde ein Mitleiden mit mir haben. Als ich das erstemal die Feder ansetzte, fing ich folgender Gestalt an: „Nachdemmalen ich aus Dero Schriften ersehen, daß Sie ein feiner gelehrter Mann, habe ich nicht unterlassen wollen, diese geringe Zeilen an Sie abzulassen, und Sie unterdienstlich zu ersuchen, mir ihre höchst schätzbare Gewogenheit zu gönnen.“ Mancher von meinem Orden würde fortgefahren seyn: Allein ich stuzte, und

die Furcht es möchte mir eben so gehen, als jenem, der ein Dankfagungsschreiben, an ich weiß nicht wen, fast auf gleiche Art angefangen hatte, machte, daß ich diesen Eingang, ohne alle Barmherzigkeit, wegstrich.

Ich fing darauf wieder von vorne an, und brachte, nach einem halbstündigen Grübeln, nachfolgendes zu Papier: „Gleichwie der Magnet das Eisen, ein Beutel voll Ducaten einen Geizigen, große Titel einen Hochmüthigen, die Hoffnung des Gewinns den Künstler, ein Glas Wein und hübsches Mädgen einen Wollüstigen, und ein geriebenes Stück Bernstein und Siegellack leichte Sachen an sich ziehet: also reisset mich, grosser Mecenas, Dero Vortreflichkeit zu Sie.“ Aber auch dieser Anfang wollte mir nicht gefallen; denn wie mir der erste etwas zu schlecht und bürgerlich vorkam: so klang mir der andere comödiantenhaft. Ich strich ihn also gleichfalls weg, und befand mich in einem erbärmlichen Zustande. Da ich indessen den Muth nicht sinken ließ; sondern alle Kräfte meines geringen Verstandes anspannete, etwas taugliches zu Markte zu bringen: so ist es mir endlich gelungen, und ich hoffe, mein Herr, Sie werden aus dem, so ich bisher ge-

schrieben, die Größe der Hochachtung, welche ich gegen Sie hege, zur Gnüge erkennen.

O wie glücklich wäre ich nun, wenn ich Wißgenug besäße, dasjenige, was ich ihnen noch zu sagen habe, mit dem Eingange meines Schreibens, auf eine geschickte Art, zu verbinden! Abermal eitle Sorge, wovon meine vortrefflichen Mitbrüder frey sind. Diese Herren sind über alle Regeln, und sehen es als eine unerträgliche Sklaverey an, wann ein Scribent gehalten seyn sollte, das, was er schreibt, allemal geschickt mit einander zu verknüpfen. Sie sprechen, dieses nehme viele Zeit weg, hemme den Lauf der Gedanken, und mache, daß manchmal die besten Einfälle verlohren giengen. Sie haben recht; aber ich mag mich doch dieser Freyheit nicht bedienen: Nicht aus Besorge, daß Sie, mein Herr, es mir übel nehmen möchten. Ach nein! Ich weiß gar wohl, daß man es in ihrem Lande so genau nicht nimmt: Allein ich fürchte nur die giftigen Zungen unserer überklugen Gelehrten.

Ein geschickter Kopf dieser Insel schrieb neulich einen gelehrten Brief an einen gewissen Lord über das bekannte: *Stultorum plena sunt omnia*; und fing, nachdem er sich die Gnade dieses Herrn

in einem wohl ausgedachten Eingange ausgebeten hatte, die Abhandlung seiner Materie auf folgende Art an: *Dantur autem stulti varii generis*. Mein Gott! wie hat man nicht über dies *dantur autem* gespottet. Aus keiner andern Ursache, als weil man den Zusammenhang dieser Worte mit dem vorhergehenden Compliment nicht einsehen konnte.

Mein Brief ist eben der Art, als derjenige, von welchem ich rede. Ich schreibe ihn nicht an Sie allein; sondern zugleich an die ganze Welt. Er wird gedruckt, und von jedermann gelesen. Nur ist dieses zwischen Ihnen und andern Lesern der Unterscheid, daß ich Ihnen ein Exemplar auf Schreibpapier zuschicke, das sauber eingebunden, und auf dem Schnitt verguldet ist; andere aber, wenn sie eines haben wollen, ihren Beutel aufthun müssen. Wie würde es mir also nicht ergehen, wenn ich, nachdem ich Sie meiner Hochachtung Sie gegen versichert, plötzlich zufahren und sagen wollte: „Die Figuren aber, die ich auf der gefrorenen Fensterscheibe wahrgenommen habe, sind seltsam und wunderbar!“ Ja würden Sie selbst, mein Herr, nicht gedenken: Was will der Kerl?

Damit ich nun weder Ihnen noch andern

Anlaß geben möge, über meinen Vortrag zu lachen: so will ich versuchen, ob es nicht möglich sey, von der Versicherung meiner Hochachtung auf meine gefrorne Fensterscheibe zu kommen, ohne einen so gefährlichen Sprung zu thun, als der erwähnte Scribent in seinem Schreiben an einen Lord gethan hat; und habe demnach die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich, um Ihnen noch deutlicher zu erkennen zu geben, wie hoch ich Sie schätze, mir die Freiheit nehmen wollen, meine wenigen Gedanken über eine gefrorne Fensterscheibe Ihrer Beurtheilung zu unterwerfen.

Sie werden sich vielleicht wundern, mein Herr, daß ich eine so gemeine und nichtswürdige Sache zu einem Gegenstand meiner Betrachtungen erwählet. Eine gefrorne Fensterscheibe, werden Sie denken, ist eine gefrorne Fensterscheibe: Was kann ein solcher Quark an sich haben, so das Nachsinnen eines vernünftigen und gelehrten Mannes verdiene? Aber, mein Herr, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zu Gemüthe führe, wie keine Sache so geringe sey, daß ein Kluger nicht Gelegenheit finden sollte, darüber nützliche Betrachtungen zu haben. Eine Laus ist ein verächtlich Thier, schimmelicht. Brodt fressen auch die Hunde nicht,

und es ist kein Bauer so einfältig, daß er nicht wissen sollte, was ein Strohalm sey. Aber dennoch haben kluge und geschickte Männer diese geringscheinende Sachen ihrer Betrachtung nicht unwürdig geschätzt. Ja sie haben sich nicht begnügt, dieselben mit bloßen Augen anzusehen; sondern so gar die Vergrößerungsgläser zu Hülfe genommen: und, was noch mehr ist, zu keinem andern Ende die Kunst, diese Gläser zu verfertigen, durch viele Mühe und langes Nachsinnen, zu einer so großen Vollkommenheit gebracht, als, um dadurch die Betrachtung solcher Kleinigkeiten zu erleichtern. Sie kennen den berühmten Lewenhoeck; Sie haben von Swammerdam gehört. Was haben diese Männer nicht vor schöne Sachen entdeckt? Haben sie aber wohl einen Wurm, das verächtlichste unter allen Geschöpfen, übrig gelassen, den sie nicht hinten und vorne betrachtet, und uns nach allen Theilen beschrieben?

Aber was bemühe ich mich viel, mein Verfahren zu rechtfertigen? Belieben Sie nur den Abriß meiner gefrorenen Fensterscheibe anzusehen: Ich bin versichert, Sie werden über die seltsamen Figuren erstaunen, und gestehen, daß die Natur, so viel wir wissen, noch niemals etwas hervor

gebracht hat, das mit selbigen zu vergleichen wäre. Sie wohnen in einem Lande, da die Kälte so strenge ist, als an einem Orte in der Welt; aber erinnern Sie sich dergleichen gesehen zu haben? Ich will eben nicht sagen, daß die Natur bey Ihnen nicht eben so spiele, als bey uns. Ich glaube gerne, daß, wer sich die Mühe geben wollte, ihre Eisberge zu durchsuchen, viele sonderbare Entdeckungen machen könnte: Allein es gehet Ihnen und ihren Landeleuten, wie allen andern Menschen. Wir achten nicht auf das, was wir täglich sehen, und bewundern nur, was selten ist. Selbst bey uns, da die Kälte kaum einige Monate anhält, herrscht eine unglaubliche Nachlässigkeit in Untersuchung der Wirkung des Frostes; und ich zweifelte nicht, daß viele meiner Landsleute mich auslachen werden, daß ich aus einer gefrorenen Fensterscheibe so viel Wesens mache.

Aber ich will diesen Herren rathen, daß sie nicht so laut lachen, daß ich es höre. Ich werde sie fragen: Was dann die Kleinigkeiten, darüber sie ganze Bücher schreiben, wohl sonderbares an sich haben? Wie durchwühlten sie nicht unser Ufer, um ein Steinchen zu finden, das wehrt ist, in Kupfer gestochen, und seiner Seltenheit wegen

umständlich beschrieben zu werden? Ich tadele ihre Bemühung nicht. Sie thun es, wie sie vorgeben, zu Gottes Ehren; sie wollen die Menschen zur Bewunderung der göttlichen Weisheit aufmuntern. Ihr Zweck ist loblich; aber sie werden dann auch so gutta seyn, und mir erlauben, daß ich zu eben dem Ende meine Betrachtungen über Dinge anstelle, die ich derselben würdig achte.

Meine gefrorene Fensterscheibe ist gewiß so beschaffen, daß alle ihre schöne Karitäten, und alles, was sie darüber schwagen und schreiben, gegen dieselbe und meine Betrachtungen, aufs bescheidenste davon zu reden, eitel Kinderspiel und Thorheit ist. Man sehe nur ihre wunderbaren Steine und andere schöne Sachen an: so wird man finden, daß die Einbildungskraft des Beschauers der Natur zu Hülfe kommen müsse, um die Figuren hervor zu bringen, welche der sinnreiche Naturkündiger, der sich breit damit macht, darauf entdeckt. Gewiß, viele dieser Seher gemahnen mich nicht viel anders, als die Bauern, die beim Untergange der Sonne oft streitende Kriegesheere, Türkenköpfe, Thiere, und ich weiß nicht was in den Wolken erblicken. Denn wie diese Heere, diese Köpfe, diese Thiere nur in dem Gehirne

des phantasirenden Bauern zu finden sind: so haben auch die meisten Seltenheiten unserer Forscher ihren Grund in einer starken, und von einer unbändigen Begierde, Wunderdinge zu erzehlen, in Unordnung gebrachten Einbildungskraft. Und wenn dann ja die seltenen und wunderbaren Figuren, so man der Welt zur Bewunderung darstellt, wirklich außer der Phantasie des Naturkündigers vorhanden sind: so sind sie doch gemeiniglich so klein, daß man nothwendig ein Vergrößerungsglas gebrauchen muß, wofern man sie sehen will. Hiedurch aber wird alles wunderbare, das man darinn findet vernichtet. Denn es ist keine Sache in der Welt, an welcher man, wenn man sie durch ein Vergrößerungsglas betrachten will, nicht Dinge entdecken sollte, die einem, der diese Sache niemals anders, als mit dem bloßen Auge, angesehen hat, nothwendig fremd und seltsam scheinen müssen.

Meine Fensterscheibe ist vor solchen Vorwürfen sicher. Die Figuren, womit sie von der spielenden Natur gezieret ist, sind deutlich, und man braucht nicht mehr, als seine Augen aufzuthun, wenn man dieselbe sehen will. Sie sehen darauf, mein Herr, in der Mitte ein Menschenangeficht

auf dessen Stirne die Zahl 666 sich deutlich zeigt. Das Haupt ist mit einer Art von Mützen gezieret, die anfangs immer spitzer wird; endlich aber sich zu beyden Seiten, als eine Flagge, ausbreitet, in deren Mitten ein halber Mond zu sehen, welcher zur Rechten und Linken mit Characteren umgeben ist, die den arabischen und malabarischen Buchstaben ähnlich sind. Um den Hals ist ein doppelter Kragen; auf der Brust siehet man ganz deutlich ausgedruckte hebräische Buchstaben, und der zu diesem Gesichte gehörige Körper läuft unterwärts immer spitzer zusammen, und gewinnt endlich fast die Gestalt eines Fischschwanzes. Zu beyden Seiten des Kopfes sehen Sie zweene förmliche Sterne. Sie sehen ferner auf meiner Fensterscheibe Cometen, Donnerkeile, chymische Zeichen, magische Characteren, lateinische Buchstaben, Zahlen, Gesichter, Blumen, Bäume, ein viersfüßiges Thier mit einem menschlichen Anlitz, Hockshörnern und einem Kragenschwanz, des Neptuns Dreizack, den Jupiter mit zween Trabanten, die Jahreszahl, eine förmliche Festung, musicalische Noten, und ich weiß nicht was für andere seltsame Figuren mehr. Mich deucht, eine solche Fensterscheibe ist wehrt, daß man sie bewundere;

ſie iſt geſchickt, allen guten Gemüthern zu erbau-  
lichen Gedanken Anlaß zu geben, und ich ſcheue  
mich nicht zu ſagen, daß, wer dadurch nicht ge-  
rührt wird, ein vollſtändiger Artheiſte ſey.

Wenn ich dem Exempel unſerer neuen Natur-  
kündiger folgen wollte: ſo könnte ich hier ſchließ-  
ſen, und Sie Gott befehlen. Dieſe Herren haben  
die Gewohnheit, daß ſie ſich begnügen, von einem  
künſtlich gebildeten Steinchen, oder einer andern  
dergleichen Karikät ihrem Leſer eine magere Be-  
ſchreibung zu geben, ſich darauf von ihm zu be-  
urlauben, und ihre Schrift mit einem andächtigen  
Geußer zu beſchließen. Allein ich ſchäme mich,  
es eben ſo zu machen, und halte mich ſchuldig,  
Ihnen meine Gedanken über die Wunder mitzu-  
theilen, die ich entdeckt habe.

Ich hoffe, mein Herr, Sie werden es mir zu  
gute halten, wenn ich es, über Verhoffen, nicht  
allemaal treffen ſollte. Ich ſchreibe von einer Sa-  
che, darann vor mir kein Menſch gedacht hat. Ich  
habe alſo keinen Vorgänger, den ich ausſchreiben  
könnte. Ich muß alles, was ich ſchreibe, aus  
meinem Kopfe nehmen. Dieſes iſt mühsam, und  
ein Scribent, der ſich in ſolchen Umſtänden befin-  
det, verdienet, daß man Geduld mit ihm hat.

Es giebt sehr wenige, die dieses erkennen, weil es wenige giebt, die wissen, was es sey, aus seinem eigenen Kopfe zu schreiben. Die meisten wählen ihnen solche Materien, von denen andere bereits alles gesagt haben, was zu sagen ist. Ich preise solche Scribenten glücklich. Ich lobe sie; aber ich bitte sie auch hergegen zu bedenken, daß es mich weit mehr Mühe kosten müsse, vier oder fünf Zeilen zu schreiben, als es sie kostet, ganze Bogen zu beflecken. Nichts ist leichter, als nachbeten, was mir ein anderer vorsagt. Schreibe ich z. E. von einem Sternsteine, so wollte ich bald fertig werden. Ich könnte nur sagen, man finde solche Steine an unterschiedenen Orten. Der und der habe dieses und jenes davon geschrieben, und ich hätte nichts mehr zu sagen, als daß ich auch einen gefunden hätte, der so und so aussähe. Ich könnte, wenn dieses noch nicht genug, hinzusetzen, was man von den Wirkungen und Kräften eines solchen Steines sagt, und durch Anführung vieler Scribenten, deren keinen ich mit Augen gesehen, vielweniger gelesen, mir den Ruhm eines gelehrten und belesenen Mannes erwerben.

Diese Art zu schreiben ist so leicht, daß ich mir getraue, von meinem Hunde, der sonderlich

artig gezeichnet. ist, ein feines Werkgen zu schreiben, wenn ich es so machen wollte. Denn das es viele bunte Hunde gebe, das ist bekannt, daß ich auch einen habe, das ist gewiß; dieser aber ist andern bunten Hunden vollkommen nicht ähnlich. Wenn ich dieses sagte, und dabei mein Hündchen in Kupfer stechen ließe: so wäre mein Büchlein fertig.

Aber es ist mir wohl verboten, diesen leicht- und lustigen Weg zu wandeln, wenn ich auch gleich Lust dazu hätte. Gefrorene Fensterscheiben, die so viele Seltenheiten in sich fassen, als die meinige, sind nicht so gemein, als ein Sternstein und bunte Hunde.

Ich bin der erste, der davon schreibt. O was wird es mich nicht vor Mühe und Nachdenken kosten, mein wichtiges und nützliches Vorhaben so auszuführen, daß ich Ehre davon habe! Ich bin schuldig, falls ich mich um diejenigen rechtschaffen verdient machen will, die etwan, durch mein Beispiel aufgemuntert, nach diesem von eben dieser Materie schreiben werden, alles zu sagen, was gesagt werden kann, damit ihnen ihre Arbeit desto leichter werde, und ich das Vergnügen haben möge, die trostreichen Worte: *Vid. Doctissimus Robertus Clifton, magnum illud Angliae Sidus,*

auf allen Seiten ihrer Schriften zu lesen. Die bloße Vorstellung dieses Vergnügens versüßet mir meine Arbeit, und machet, daß ich alle Schwierigkeiten verachte.

*Magnum opus aggredior, sed dat mihi gloria vires.*

Ich wende mich demnach, ohne fernere Weitläufigkeit, zur Sache selbst, und werde die Ehre haben, Ihnen sowohl meine wenigen Gedanken von den Figuren meiner Fensterscheibe zu eröffnen, als auch zu sagen, was andere davon geurtheilet haben. Denn, mein Herr, Sie können leicht gedenken, daß ich über eine Sache von der Wichtigkeit, Leute, die gelehrter, als ich, zu Rachte gezogen. Als Nebucadnezar einen bedenklichen Traum gehabt hatte, und sein Sohn Belsazar die unbekannte Schrift an seiner Wand nicht lesen konnte, wurden alle Weisen und Chaldäer zusammen gerufen. Nun will ich eben meine gefrorne Fensterscheibe nicht mit dem Traume und der Schrift vergleichen, wodurch diese beiden Monarchen so verwirrt gemacht worden, und wenn Sie wissen wollen, wie mir zu Rachte gewesen, als ich den 15ten Jenner des Morgens zwischen 8 und 9 Uhr meine wunderbare Fensterscheibe zuerst erblickte:

blickte: so kann ich Ihnen meinen Zustand nicht besser beschreiben, als wenn ich sage, daß ich eben so bestürzt gewesen, als Belsazer.

Ich ließ demnach alle Weisen und Gelehrten, die ich kannte, zu mir bitten, und wenn ich einen Zauberer zu finden gewußt hätte, würde ich nicht ermangelt haben, auch denselben um Rath zu fragen. Sie fanden sich in ziemlicher Anzahl ein, und ich legte ihnen einen Abriß von meiner Fensterscheibe vor. Nachdem sie nun die seltsamen Figuren wohl betrachtet, und sich höchstens darüber gewundert hatten, fieng der D. Bromley, ein Mann von ziemlicher Gelehrsamkeit, aber auch von sehr wunderlichen Einfällen, mit seiner gewöhnlichen Beredsamkeit an, zu behaupten, die Bilder auf meiner gefrorenen Fensterscheibe wären prophetisch und voller Geheimnisse.

Er wisse wohl, setzte er hinzu, daß unsere Kirche nicht viel von neuen Offenbarungen halte: allein er wisse auch, daß sie dieses nur in Ansehung der Lehrpuncten thäte, und gerne zugebe, daß Gott auch noch heutiges Tages das zukünftige Schicksal seiner Kirche gewissen Leuten offenbaren könne. Es sey, fuhr er fort, offenbar, daß meine gefrorne Fensterscheibe eben zu solchem Ende

mit so lehrreichen Bildern gezieret worden. Er bat die ganze Gesellschaft, ihm zu sagen, ob das in der Mitte befindliche Gesicht mit der hohen Mütze wohl etwas anders, als das Bild der grossen Hure, seyn könne? Die Zahl des Thieres, die an der Stirn dieses Bildes so deutlich zu sehen, könne, sprach er, auch den Hartnäckigsten von dieser Wahrheit überführen.

Der halbe Mond bedeute den Türken, und daß die Flagge, auf welcher derselbe zu sehen, mit der hohen Mütze zusammen hänge, sey nicht von umgekehrt gekommen; sondern, um anzudeuten, daß die beyden Antichriste in der Verfolgung der Gläubigen mit einander überein kämen. Daß nun über das Papstthum sowohl, als über das türkische Reich ein schweres Gericht ergehen werde, könne man aus dem Cometen und Donnerkeil, zweyen deutlichen und unstreitigen Zeichen des göttlichen Zornes, schliessen. Die Zeit aber, wann dieses Gericht werde vollzogen werden, sey so deutlich bemerkt, daß man desfalls nicht den geringsten Scrupel haben könnte, denn die Jahrzahl 1732 lasse sich unten in der Ecke zur Linken so deutlich lesen, daß derjenige ganz verstockt und verblendet, seyn müßte, der noch daran zweifeln

wollte, daß noch vor Ablauf dieses Jahres der Antichrist in Orient und Occident fallen werde. Es sey überdem die Jahreszahl so artig gesetzt, daß man sich nicht genug darüber wundern könnte. Denn wenn man die Zahlen, so wie sie unter einander stünden, zusammen setzte: so kämen die beiden Jahrhunderte heraus, in welchen das Papstthum unter dem rüchtigen Hildebrand aufs höchste gestiegen, und der Lügenprophet Mahomet aufgestanden.

Die übrigen Figuren, fuhr er fort, würden unstreitig auch ihre Bedeutung haben, die, wenn sie bekannt wäre, seine Erklärung ungemein verstärken würde: Allein, gleichwie viele Weissagungen der Art wären, daß sie durch nichts, als durch den Erfolg, verständlich würden: so müsse man auch die Erklärung der übrigen Figuren meiner Fensterscheibe so lange aussetzen, bis das, was durch selbige vorher verkündigt, wirklich geschehen sey. Doch, was die Noten anlange, wolle er uns nicht verhalten, wie er für seine Person feste versichert sey, daß, gleichwie auf der ganzen Fensterscheibe der Fall Babels vorher verkündigt werde, also die Noten nichts anders, als das Triumphlied der Gläubigen, andeuten sollten.

Die ganze Versammlung schüttelte die Köpfe zu dieser wunderlichen Erklärung; aber was dann eigentlich die seltsamen Figuren bedeuten sollten, darüber konnte sie sich nicht vergleichen. Der eine fand darinn die Ueberfahrt des Don Carlos nach Italien; der andere die Unruhe in Corsica; der dritte, ein Eidwegerer, das Schicksal des Prätendenten; der vierte, ein Mathematicus, behauptete, wenn man die auf meiner Fensterscheibe befindliche Zahlen, auf eine gewisse Art, mit einander vermehrte und theilte: so würde man die quadraturam circuli finden. Diesem widersprach der fünfte, und suchte uns zu überreden, daß in den Zahlen eine schöne Anleitung zu Erfindung des Steins der Weisen stecke. Er meinte, wer die Zahlen 1234567890 auf alle mögliche Arten versetzte, und die Summe, so alle diese Versetzungen, zusammen genommen, ausmachten, mit 666 vermehrte, und darauf mit 96 theilte, der würde seine Zeit nicht übel anwenden. Der sechste sprach hierauf lächelnd: Meine Herren, ich wundere mich, daß keiner von ihnen der hebräischen Buchstaben gedacht hat, die recht mitten auf der Fensterscheibe zu sehen sind. Wer da einseheth, was diese Buchstaben sagen wollen, der verstehet alle

übrigen Figuren. Ich getraue mir, durch Hülfe der Cabbale, hinter den wahren Verstand derselben zu kommen: Allein, dieses erfordert viel Nachsinnen, und es ist hier der Ort nicht, viel davon zu reden. Aber auch dieser fand kein Gehör; sondern ein jeder meinte, seine Erklärung sey die beste, und lachte die andern aus.

Auf solche Art zankten sie sich eine geraume Zeit mit einander, und ich dachte bey alle dem Geplaudere: *Fecistis probe incertior sum multo quam dudum.* In dieser Ungewisheit sagte ich zu dem Ritter Cockburn, der noch seinen Mund nicht aufgethan hatte: Sie sehen, mein Herr, wie scheinbar ein jeder dieser Herren seine Meinung vorträgt, und daß es ihre Schuld nicht ist, wenn ich mir nicht einbilde, daß ich einer hohen Offenbarung gewürdiget worden. Sagen Sie mir, wie bin ich daran? und wer hat, nach ihrer Meinung, Recht? Keiner, war seine Antwort: denn die Figuren auf ihrer Fensterscheibe sind zufälliger Weise entstanden, und bedeuten nichts; hat aber ja die Natur eine Absicht gehabt: so ist es keine andere, als den verworrenen Zustand des Gehirnes vieler Gelehrten abzubilden, die sich nicht schämen, mit der größten Ernsthaftigkeit die elen-

desten Grillen vorzubringen. Dieser kurze und nachdrückliche Ausdruck endigte alle unsere Betrachtungen, und ein jeder gieng hin, wo er her gekommen.

Als ich mich nun allein befand, wiederholte ich in Gedanken alles, was geredet worden; und ob ich zwar wenig Trost darinnen fand: so lernete ich doch so viel daraus, daß die Gedanken, welche die Gelehrten über eine dunkle Sache wachend haben, den Träumen der Schlafenden nicht ungleich. Denn, gleichwie diese ihren vornehmsten Grund in den Verrichtungen des vorigen Tages haben: so findet ein Gelehrter dasjenige, worauf er seine Gedanken vornehmlich zu richten gewohnt ist, allenthalben.

Ich faßete also den Entschluß, mich an alle diese wachende Träumer nicht zu lehren; sondern zu versuchen, ob ich nicht durch eigenes Nachsinnen der Natur hinter die Künste kommen, und die wahre Ursache der wunderbaren Figuren auf meiner gefrorenen Fensterscheibe ergründen könnte.

Die Mühe, so mich diese Untersuchung gekostet hat, ist gewiß groß gewesen; aber sie ist mir auch durch die vortreffliche Entdeckung, die ich gemacht habe, mehr als doppelt belohnet wor-

den. Ein jeder, der mich kennet, wird mir das Zeugniß geben, daß ich gar nicht prahlhaft bin. Ich halte von mir mäßiglich, und habe mich außer dem Nothfall, noch niemalsen selbst gelobet. Ich will es auch jezo noch nicht thun, in der festen Hoffnung, daß Sie, mein Herr, meine Scharfsinnigkeit erkennen werden, ohne daß ich nöthig habe, mit Hindansetzung der mir angebohrnen Eitsamkeit, Ihnen die Wichtigkeit und Vortreflichkeit der von mir entdeckten neuen und nützlichen Wahrheiten anzupreisen. Die That mag für mich reden; und wofern sie jemalen etwas gehört und gelesen haben, das mit den tiefsinnigen Gedanken, die ich über meine gefrorne Fensterscheibe gehabt habe, nur einigermaßen in Vergleichung zu ziehen ist: so gebe ich Ihnen die Freiheit, inskünftige nichts von mir zu halten.

So bald demnach die Gesellschaft, die ich ben, mir gehabt, aus einander gegangen war, fieng ich an zu grübeln; nicht zwar, was doch die seltsamen Figuren meiner Fensterscheibe vor Geheimnisse in sich fassen möchten: denn diesen Wahn, daß die Figuren etwas sonderliches zu bedeuten hätten, hatte mir der Ritter Cockburn schon genommen; sondern nur, woher dieselben entstanden?

Ich mußte, daß nichts ohne Ursache geschieht, und daß also auch ein zureichender Grund vorhanden seyn müßte, warum die Figuren meiner Fenster Scheibe so wunderbar geworden. Ich bilde mir ein, daß ich diesen Grund entdeckt habe.

Sie wissen, mein Herr, daß die Fenster nur frieren, wann es sehr kalt ist, und daß sie nicht frieren, als in einem Zimmer, das bewohnt und geheizet wird. Die Ursache davon ist diese, weil eine warm gemachte Stube mehr Ausdünstungen hat, als ein Zimmer, das nicht geheizet wird. Ich setze demnach voraus, daß das Eis, welches wir zur Winterszeit an den Fenstern wahrnehmen, von nichts anders, als von den Ausdünstungen der in dem Zimmer befindlichen Körper, entstehet. Es ist keine Zeit des Jahres, da nicht solche Ausdünstungen vorhanden; aber bey gelindem und warmen Wetter bleiben sie unsichtbar, weil nichts ist, das ihre Ausbreitung und Verfliegung verhindert. Sie zerflattern also in der Luft, ohne daß wir derselben anders, als etwan durch den Geruch, gewahr werden. Im Winter aber, wann die Kälte groß ist, können sie sich nicht so ausbreiten. Sie suchen zwar dann sowohl, als sonst, eine Oeffnung; aber die Kälte verwehret

ihnen den Ausgang. Zurück können sie nicht: so müssen sie also nothwendig an den Fenstern sitzen bleiben. Ist nun die Kälte draussen mäßig, so erblicken wir sie in der Gestalt eines Wassers, und es heisst, die Fenster schwitzen. Ist es aber sehr kalt, so verfleret das Wasser, durch die gewaltsame Zusammendrückung, seine Flüssigkeit und aus dem Schweisse der Fenster wird ein förmliches Eis.

Da nun also dieses Eis aus den Ausdünstungen der in einem Zimmer befindlichen Körper entsteht: so ist es klar, daß man alles, was an diesem Eise merkwürdiges ist, aus den Ausdünstungen, woraus es entstanden, erklären müsse.

Die Ausdünstungen sind nicht alle einer Art; sondern, nach Beschaffenheit der Körper, unterschieden. Es muß also das aus selbigen an den Fenstern entstehende Eis, nach dem Unterscheid der Ausdünstungen, auch unterschiedene Gestalten bekommen; und folglich ist der Grund aller Figuren, die man auf einer Fensterscheibe sehen kann, in dem Unterscheid der Ausdünstungen zu suchen.

Meine Fensterscheibe ist auch eine Fensterscheibe, und mit gewissen Figuren bemahlet. Wenn ich also wissen will, warum diese Figuren so, und

nicht anders, geworden sind: so muß ich nothwendig auf ihren Ursprung zurück gehen, und untersuchen, wie die Ausdünstungen beschaffen gewesen, aus welchen sie entstanden sind.

So dachte ich, mein Herr, und diese Gedanken reuen mich noch nicht. Denn wie einfältig sie auch, beym ersten Anblick, scheinen: so sind doch die Folgen, die ich ganz ungezwungen daraus gezogen habe, so herrlich, so vortrefflich, so nützlich, daß ich es nicht aussprechen kann. Nachdem ich diesen Grund gelegt hatte, war es mir leicht, hinter die Wahrheit zu kommen.

Ich hatte den Tag vorher eine große Gesellschaft gelehrter Leute von allerhand Art bey mir gehabt. In einer solchen Gesellschaft wird gemeinlich viel geredet. Ich geriebt also auf die Gedanken, daß der Athem dieser gelehrten Versammlung ein grosses zu den wunderbaren Figuren meiner Fensterscheibe beygetragen habe, wo nicht gar die einzige Ursache derselben gewesen sey; und diese Gedanken kamen mir um so viel gegründeter vor, je unstreitiger es ist, daß die stärkste Ausdünstung des menschlichen Körpers durch den Athem geschieht. Die Ausdünstungen aber der in einem Zimmer befindlichen Körper sind die Ursache;

warum die Fenster bey kaltem Wetter mit Eis belegen werden.

Ich hatte also glücklich entdeckt, was es vor Dünste gewesen, welche verursacht, daß meine Fenster gefroren. Aber darum wußte ich noch nicht, woher die seltsamen und nachdenklichen Figuren entstanden. Ich mußte also weiter nachsinnen: Sollte nun meine Mühe nicht vergeblich seyn, so war es nöthig, daß ich die Natur der Ausdünstungen, die den Stoff zu den seltsamen Figuren meiner Fensterscheibe abgegeben hatten, genauer untersuchte. Ich that es, und befand, daß diese Ausdünstungen in dem Athem der in meiner Stube versammelten Gelehrten bestanden; daß dieser Athem größtentheils von ihnen gegangen sey, wann sie gesprochen, um ihre Gedanken auszudrücken. Aus diesen unstreitigen Wahrheiten machte ich folgenden Schluß, denn ein jeder, der fähig ist, von der Stärke und Schwäche eines Beweises zu urtheilen, nothwendig für bündig und unumstößlich erkennen muß.

Unsere Gedanken sind Bilder der Dinge, so außer uns sind: Die Worte, die wir sprechen, sind Bilder unserer Gedanken. Sprechen ist nichts anders, als den Athem auf eine gewisse Art von

sich lassen. Der Athem besteht in gewissen Ausdünstungen. Folglich sind die Worte, die wir sprechen, nichts als Ausdünstungen unsers Körpers. Da nun aber die Worte Bilder unserer Gedanken, und die Gedanken Bilder der Dinge, die außer uns sind: so sind auch die Ausdünstungen unsers Mundes, wann wir sprechen, Bilder der Dinge, die außer uns sind. Wann nun diese Ausdünstungen, durch die Kälte zusammen gedrückt, sichtbar werden: so werden auch die Gedanken, deren Bildniß diese Ausdünstungen vorstellen, sichtbar. Werden die Gedanken sichtbar; so müssen wir auch nothwendig die Bilder der Dinge, die außer uns sind, und von welchen wir reden, in diesen sichtbar gewordenen Ausdünstungen erblicken. Q. E. D.

Nach dieser tief sinnigen Betrachtung war mir alles auf meiner Fensterscheibe klar und deutlich. Ich erinnerte mich der geführten Reden und war also im Stande, fast von einer jeden Figur meiner gefrorenen Fensterscheibe eine gründliche Ursache zu geben.

Wir hatten von der Mathematik, Astronomie, Chemie, und Mythologie, von der hebräischen, arabischen, chinesischen und malabarischen Spras-

che, vom Festungsbau, von Cometen, von Donner und Blitz, und ich weiß nicht, von wie viel andern Dingen geredet. Der D. Bromley, der in den Figuren meiner Fensterscheibe so hohe Geheimnisse gefunden, hatte uns eine lange Stelle aus seiner Erklärung der Offenbarung Johannis vorgelesen, in welcher von der grossen Hure, die auf den Wassern sitzt, und von der Zahl des Thiers gehandelt wurde.

Alle diese schöne Karikaturen sehen Sie auf meiner gefrorenen Fensterscheibe. Zwar in ziemlicher Unordnung; aber dieses ist kein Wunder: ich wundere mich vielmehr, daß eine solche Menge Ausdünstungen von so unterschiedener Art nicht noch auf eine wunderlichere und verwirrtere Weise vermischet worden. Es ist meines Bedünkens, noch ziemlich ordentlich hergegangen, und ausser dem Thiere mit dem Menschenkopf, den Bockshörnern und dem Ragenischwanz, wüßte ich keine einzige Figur auf der ganzen Fensterscheibe, deren Ursprung ich nicht erklären wollte. Vielleicht ergründe ich auch noch, woher dieses Thier entstanden. Da es mir mit meiner Fensterscheibe so weit gelungen ist, so verzage ich an nichts.

Es ist mir schon mit den musikalischen Noten

so gegangen. Anfangs wußte ich in der That nicht, was ich daraus machen sollte. Ich erinnerte mich nicht, daß wir von der Musik geredet hatten, und wunderte mich also ungemein, wo diese deutlichen Noten hergekommen. Endlich fiel mir bey, daß ein Sänger aus der Opera, der mit einem von der Gesellschaft, welcher ein Poete war, etwas zu reden, gehabt hatte, auf einige Minuten in meiner Stube gewesen war. Da verschwand meine Vermunderung, und ich bin gewiß versichert, daß man die Ursache dieser Noten in diesem Sänger suchen muß. Es sey nun, daß er mit dem Poeten, ohne daß ich es gewahr worden, von der Musik geredet, oder daß die Ausdünstungen seines Körpers überhaupt so harmonisch gewesen, daß sie nicht anders, als in der Gestalt des Anfangs einer Arie, sichtbar werden können. Ich will mir darüber den Kopf nicht zerbrechen; sondern zu wichtigern Dingen schreiten.

Den D. Bromley \*), der, als ein Geistlicher, keinen Widerspruch vertragen kann, und insonder:

---

\*) Es ist wirklich ein D. Bromley in Engeland, der über die Offenbarung Johannis geschrieben hat; welches ich aber zu der Zeit, als ich dieses schrieb, nicht wußte.

heit in seinen Erklärungen der Offenbarung Johannis eben so verliebt ist, als der bekannte Jurieu war, hat es sehr geschmerzet, daß ich die Figuren meiner gefrorenen Fensterscheibe aus natürlichen Ursachen zu erklären gesucht, und dadurch die vortreflichen und erbaulichen Gedanken, die er darüber gehabt hat, umgestossen habe. Er hat sich demnach bemühet, meine Erklärung lächerlich zu machen.

Sie werden sehen, mein Herr, daß alles, was er zu dem Ende gesagt, nichts heiße: Aber die Aufrichtigkeit, die ich in der Untersuchung meiner Fensterscheibe bisher gewiesen habe, erfordert, daß ich Ihnen auch von den Einwürfen, die man mir gemacht hat, Nachricht gebe.

Er frug mich neulich ganz höhnisch: Warum dann, wenn die Figuren meiner Fensterscheibe bloß von dem Athem der in meiner Stube versammelten Gelehrten entstanden, nicht alle Fenster so bemahlet worden? Und was dann die einzige Scheibe sonderbares an sich gehabt habe, wesfalls alle die gelehrten Ausdünstungen sich auf derselben versammelt? Ich antwortete ihm kürzlich: Es sey darum geschehen, weil sie zerbrochen gewesen. Denn da die Luft den stärksten Zug nach

der in der Fensterscheibe befindlichen Oeffnung gehabt: so sey es kein Wunder, daß alle Ausdünstungen mit dahin gerissen worden; und weil nun wegen der Menge der Dünste ein Gedränge entstanden: so sey es gar was Natürliches, daß ein gut Theil derselben zurücke bleiben müssen; und zwar eben auf der zerbrochenen Fensterscheibe, als zu welcher sie sich alle gedrungen, und also auch sonst nirgends, als auf derselben, die Verwanderung leiden können. Ich erläuterte das, was ich gesagt hatte, mit dem Gedränge einer Menge Volks, das zu einer Thür hinaus will, und der gute D. Bromley verstummte.

Sonst hat niemand wider meine Erklärung etwas einzuwenden gehabt: Und wie wäre es auch möglich, da sie so gründlich ist? Mich scheint, ich habe mit unwidertreiblichen Gründen dargethan, daß die Figuren meiner Fensterscheibe von dem Athem der in meiner Stube versammelten Gelehrten entstanden. Und dieses ist eine Entdeckung, die nicht nur ganz neu, sondern auch von so großer Nützbarkeit ist, daß ich mich in meinem Gewissen verbunden achte, noch bey gegenwärtiger Parlamentsversammlung Ihro Majestät unserm allergnädigsten Könige sowohl, als den bey-

den

den Häusern, dieselbe im Vertrauen bekannt zu machen. Ich werde dadurch die Pflichten eines wohlgesinnten Bürgers erfüllen, und mich um meine Nation, ja um die ganze Welt, unsterblich verdient machen.

Lachen Sie nicht, mein Herr! Ich rede die Wahrheit: Und wenn Sie nur belieben, der Sache ein wenig nachzudenken, werden Sie befinden, daß kein besserer Vorschlag zu glücklicher Entdeckung aller wider die Regierung, und die Ruhe eines Landes geschmiedeten Anschläge könne erdacht werden, als derjenige ist, den ich zu thun willens bin. Denn da die Figuren auf meiner gefrorenen Fensterscheibe so augenscheinlich zeigen, daß man alles, was zu Winterszeiten, wann es stark frieret, in einem Zimmer vorgegangen, und geredet worden, aus den gefrorenen Fenstern lesen kann: so, deucht mich, wäre es eine heilsame Sache, wenn es der Regierung gefallen wollte, zu verordnen, daß zu solchen Zeiten alle Morgen die Fenster in allen verdächtigen Häusern besichtigt werden sollten. In dem mitternächtlichen Theile von Großbritannien wäre eine solche Besichtigung am nöthigsten, weil daselbst die Zahl der Mißvergnügten so groß ist, als die Kälte. Ich hoffe, die

Regierung wird dieses erregen, und meinen herrlichen Vorschlag nicht nur billigen; sondern auch belohnen.

Sie, mein Herr, wohnen in einem Lande, da es ungemein stark frieret. Meine Entdeckung kann also bey Ihnen fast noch mehr Nutzen schaffen, als bey uns, und Sie werden wohl thun, wenn Sie Ihrer Monarchinn Nachricht davon geben. Ich bin Ihnen gut dafür, daß Sie diejenige Belohnung erhalten werden, die man für einen Vorschlag von der Wichtigkeit von einer so frengebigen und großmühtigen Prinzessin, als Ihre Herrscherinn ist, hoffen kann.

Ich verlange nicht, mein Herr, daß Sie die Belohnung, die Sie bekommen, mit mir theilen sollen. Ich bin zufrieden, wenn Sie mir nur die Ehre der ersten Erfindung lassen, und werde meine Mühe für überflüssig belohnet halten, wenn Sie belieben werden, die Wunder, die der Frost wirkt, nach der schönen Gelegenheit, die Ihnen Ihr Clima giebt, weiter zu erforschen, und mir Ihre Entdeckungen mitzutheilen. Ich ersuche Sie darum, mein Herr, und habe aus keiner andern Ursache Ihnen von meiner gestornen Fensterscheibe eine so umständliche Nachricht gegeben, als um

Sie zur Betrachtung einer Sache aufzumuntern, welche Sie, weil sie bey Ihnen gar zu gemein ist, vielleicht bishero ihrer Untersuchung nicht wehrt geachtet haben. Ich habe zu eben dem Ende an einen Gelehrten in der Terra del fuoco, und nach einer unbekannten Insel unter dem Südpol, Angelpont genannt, welche der zu Brinn sitzende Prinz von Chabanois, der sich einen König davon schreibt, entdeckt, und nach seiner Gemahlinn, Angelique du Pont, also betitelt haben will, geschrieben: So bald ich Antwort erhalte, werde ich nicht ermangeln, Ihnen auch von den Gedanken Nachricht zu geben, welche die dastigen Gelehrten über meine gestorne Fensterscheibe haben.

Indessen, mein Herr, will ich Sie nochmalen inständigst gebeten haben, meine Entdeckung, die ich mir gemacht zu haben einbilde, nach der grössten Schärfe zu beurtheilen. Sie sind geschickt dazu, das weiß ich, und können mich nicht allein, wenn ich, über Verhoffen, gesehlet eines bessern unterrichten; sondern auch durch die Anmerkungen, die Sie vielleicht schon gemacht haben, meine Gedanken bestärken. Ich lehre mich an diejenigen nicht, die mich auslachen, daß ich einem

Samojeden viel von einer gestornen Fensterscheibe vorschwage, und behaupten, daß man in einem Lande, welches mit einer fast immerwährenden Finsterniß bedeckt ist: *Quod latus mundi nebulae, malusque Jupiter urget*; und dessen Einwohner wie die Thiere in Höhlen und Löchern liegen, nicht einmal wisse, was ein Fenster sey. Ich traue dem Herrn Medley, der ihren Pallast in Beresowa, und ihr prächtiges Lustschloß, unsern Sobskaja an dem Obn, mit seinen Augen gesehen hat, mehr, als den elenden Büchern, in welchen die abgeschmacktesten Fabeln von ihrer vortrefflichen Nation enthalten sind.

Wofern Sie es für gut finden, können Sie diesen Brief in der Versammlung der vortrefflichen Köpfe verlesen, welche, wie ich von dem Herrn Medley vernehme, wöchentlich viermal, unter Dero Aufsicht, zusammen kommen. Es wird mir eine Ehre seyn, solchen Leuten bekannt zu werden, und Sie würden mich Ihnen ungemein verbinden, wenn Sie die Güte haben wollten, diese gelehrte Gesellschaft, in meinem Namen, gehorsamt zu ersuchen, mich, in Betracht meiner großen Verdienste, aus eigener Bewegniß, zu ihrem Mitgliede anzunehmen.

Ich könnte Sie dieser Mühe überheben, und nur selbst in einem wohl gesetzten Schreiben der Gesellschaft die große Begierde zu erkennen geben, welche ich habe, die Zahl ihrer Glieder zu vermehren; aber dieses ist nicht Sitte in unserm Lande. Wer bey uns Lust hat, in eine gelehrte Gesellschaft aufgenommen zu werden, der begnügt sich, an das Haupt derselben einen, mit einem Wunderbilde begleiteten, Brief zu schreiben; so ist die Sache richtig. Dieser Gebrauch gefällt mir wohl: Denn auf solche Art ist die Aufnahme dem neuen Mitgliede um so viel rühmlicher, weil es läßt, als sey sie ohne sein Gesuch geschehen. Ich habe mich also von der löblichen Gewohnheit meiner Landsleute nicht entfernen wollen, und glaube, daß dieser Brief mir Ihren Versprechen der gelehrten Gesellschaft, deren Haupt Sie sind, und die Ehre, ein Mitglied derselben zu heißen, zuwege bringen werde.

Ich bin zwar nicht ehrgeizig; aber ich kann Ihnen doch nicht bergen, daß es mir eine sonderliche Freude seyn würde, wenn meine Landsleute durch meine Aufnahme in eine so berühmte Gesellschaft, als die ibrige ist, überführet werden möchten, daß es außer dieser Insel Leute gebe,

die meine Verdienste besser zu erkennen wissen, als mein undankbares Vaterland.

Gewiß, mein Herr, ich möchte Blut weinen, wann ich daran gedenke, wie sehr der Geschmack meiner ganzen Nation verdorben ist. Sie werden vermuthlich wohl gehört haben, wie lecker wir Engländer in Essen und Trinken sind; wie wir an unsern Speisen künsteln, und alles für abgeschmackt halten, was nicht unsern verwöhnten Gaumen aufs empfindlichste kitzelt. Dieses Verderben einer sonst vortreflichen und klugen Nation ist zu beklagen; aber noch mehr ist zu bedauern, daß wir, in Ansehung der Nahrung unserer Seelen, eben so lecker und eben so unmäßig sind, als in unserm Essen und Trinken.

Ich kann mit Seneca sagen: *Quemadmodum omnium rerum, sic litterarum quoque intemperantia laboramus.* Diese Unmäßigkeit im Wissen hat sich unter den Gelehrten dieser Insel so sehr ausgebreitet, daß ich und meines Gleichen, die wir durch unsere Reden und Schriften unser gerechtes Mißfallen darüber an den Tag legen, diesem Unwesen zu steuern nicht vermögend sind; ja noch dazu, wegen der Mäßigkeit im Wissen, der wir uns befeißigen, für einfältige, ungelehrte

Leute gehalten, und als elende und armselige Scribenten, wie man uns gar verächtlich nennet, fast von jedermann ausgezisset werden. O tempora! o mores! Man gehet mit uns um, daß es zu bejammern ist, und ich selbst habe es mehr als einmal erfahren, daß alle Bemühung, den Beifall unserer leckern Gelehrten zu erhalten, vergeblich sey.

Ob man mir demnach gleich rathen wollen, der hiesigen königlichen Societät der Wissenschaften von meinen Entdeckungen Nachricht zu geben, und meine Gedanken über die gefrorne Fensterscheibe dem Urtheile derselben zu unterwerfen: so habe ich doch Bedenken getragen, diesem Rathe zu folgen. Was kann ich von einer Gesellschaft hoffen, deren Glieder mit allen Gelehrten meiner Art fast in offenbarem Kriege leben, und vor unsern herrlichen Schriften einen fast unüberwindlichen Ekel bezeugen?

Ein Gelehrter, der einen Brief, als derjenige ist, den ich die Ehre habe an Sie zu schreiben, an eine gelehrte Gesellschaft richtet, erwecket bey dem Leser den Verdacht, daß er einen Platz in derselben suche, und, wenn er dieser Ehre nicht gewürdiget wird, ein allgemeines Gelächter. Ich

mag nicht, daß man mich auslache: und daß mich unsere Societät der Wissenschaften, meiner gefrorenen Fensterscheibe wegen, in die Zahl ihrer Mitglieder aufnehmen werde, kann ich ohne Thorheit nicht hoffen.

Ich begehre es auch nicht. Denn wer will mir gut dafür sehn, daß sie mich nicht, wenn ich fortführe, nach meinem Geschmacke zu schreiben, unter dem Vorwand, sie habe Schimpf von mir, wieder austossen würde? Ich kenne sie gar zu wohl. Sie versteht kein Ehrenwort, und wenn man ihr, aus Höflichkeit, verspricht, sich zu bessern, und sich zu bemühen, solche Schriften ans Licht zu stellen, welche fähig, zu verhindern, daß die getroffene Wahl sie nicht gereue: so macht sie Ernst daraus, und hält sich berechtigt, dieses, als eine Schuldigkeit, zu fordern. Ich liebe die Freiheit, und lasse mir die Hände so nicht binden. Würde es mir also nicht eben so gehen, als meinem wehrten Freunde, Mr. Makewind?

Dieser junge Mensch ist einer der vortrefflichsten Köpfe unserer Zeit, und wird wenige seines gleichen haben. Man hat an ihm, von seiner Kindheit an, vielen Wiß, und eine ungemein starke Einbildungskraft wahrgenommen. Diese

vortrefflichen Gemühtsgaben sind mit den Jahren immer stärker geworden, und alle, die ihn kennen, geben ihm das Zeugniß, daß er in seinem 14ten Jahre Dinge gethan, darüber man erstaunen muß.

Die Eltern sparten nichts an seiner Erziehung, weil sie sich von einem Knaben so guter Hoffnung mit Recht grosse Dinge versprechen konnten. Sie gaben ihm die geschicktesten Lehrmeister: Aber keiner von allen war so geschickt, daß er ihm eine Lust zu den Anfangsgründen der Wissenschaften hätte beibringen können, in welchen junge Leute pflegen unterrichtet zu werden. Er sah dieses als Kleinigkeiten an, und trachtete nach höhern Dingen.

Man schickte ihn demnach, wie er kaum 17 Jahr alt war, nach Cambridge. Ich weiß nicht warum. Denn man will für gewiß sagen, daß er sich schon seit seinem 12ten Jahre nicht undeutlich merken lassen, daß er mit der gemeinen Art zu studiren nicht zufrieden sey, und es als eine grosse Ehorheit ansähe, daß man die schönste Zeit des menschlichen Lebens mit einem verdrießlichen Lernen zubrächte, die man mit mehrerm Ruhm anwenden könnte, andere zu lehren. Ich weiß nicht, ob sich dieses so verhält: so viel weiß ich,

daß er seine Lehrer zu Cambridge nicht für würdig gehalten, das Geringste von ihnen zu lernen. Ein so außerordentlicher Kopf brauchte keines Unterrichts. Er war klüger, als sie alle, und fieng sein Studiren da an, wo andere Gelehrte aufhören.

Es fand sich zu der Zeit die, allen rechtschaffenen Gelehrten so nöthige, Dreistigkeit bey ihm ein. Er schrieb demnach Bücher, und zeigte also, daß es grossen Köpfen ein leichtes, auch ohne etwas gelernt zu haben, von allerhand Materien die schönsten Sachen zu schreiben. Oxford war der Ort, da er anfieng sich hervor zu thun. Er that es mit sonderlichem Glücke, und alles, was er anfieng, gieng ihm um so viel besser von statten, je weniger er in seiner Arbeit von der verdrießlichen Eigenschaft des Verstandes, welche man die Beurtheilungskraft nennet, beunruhiget und gehindert wurde.

Diese glückselige Beschaffenheit seines Gemüths machte, daß die gelehrte Welt mit einer vortrefflichen Schrift nach der andern beschenkt, und in die äußerste Bestürzung gesetzt wurde. Niemand war fähig zu begreifen, woher einem so jungen Menschen die Weisheit gekommen, und

jedermann wunderte sich, wie ein Mensch, der nicht eine Wissenschaft recht studiret, in allen so beschlagen seyn könnte. Viele besorgten, er würde sich endlich erschöpfen, und einige prophezeiten ihm gar einen frühen Tod. Der Ausgang hat gewiesen, daß die Sorge der ersten unnöthig gewesen, und ich wünsche, daß die Weissagung der letzten falsch seyn möge. Gott verleihe dem Herrn Makewind ein langes Leben! Wir würden an ihm gar zu viel verlieren.

Aber wieder auf die Schriften dieses grossen Mannes zu kommen, so waren sie alle von ausnehmender Schönheit, und kann man mit Wahrheit sagen, daß die Welt dergleichen nicht gesehen.

Der Hauptzweck aller seiner Arbeit war, die leichte und gemächliche Schreibart, die wir in unserer Sprache Bombast nennen, und welche seit einiger Zeit ziemlich in Abnahme und Verachtung gerathen ist, wieder in den Gang zu bringen, die Scribenten von dem schweren Joche der Sprachkunst zu befreien, und, durch Widerlegung des Horaz und Boileau, die Herrschaft des Reims, über die Vernunft, zu behaupten. Gewiß, ein Unternehmen, das vielen Muht und Geschicklich-

keit erforderte, und welches von dem Herrn Marlewind auf eine so sonderbare Art ausgeführt worden, daß man nothwendig seine Klugheit bewundern, und gestehen muß, daß niemand, als er, geschickt dazu gewesen.

Er sah wohl, daß es eine vergebliche Arbeit seyn würde, wenn er gerade zu, und ohne Umschweif, den Bombast vertheidigen, die Sprachkunst verwerfen, und den Horaz und Boileau widerlegen wollte. Er war viel zu schlau, als daß er nicht hätte merken sollen, daß dieses bey so verderbtem Zustande der Welt, ein sicheres Mittel, sich lächerlich zu machen. Er war demnach so listig, daß er nicht eigene Regeln vom Bombast gab, sondern sandte nur allerhand kleine Schriften von unterschiedlichem Inhalt in die Welt, in welchen diese vortreffliche Schreibart in ihrer ganzen Schönheit zu sehen war. Er schrieb kein eigen Buch wider die Tyranney der Sprachkunst, sondern begnügte sich, in seinen Schriften keine einige ihrer Regeln zu beobachten. Den Horaz und Boileau, griff er nicht namentlich an; er lobte sie vielmehr zum Scheine: Aber er versfertigte selbst Gedichte, die so beschaffen waren, daß kluge und nachdenkende Leser wohl sahen, daß sie

diesen beiden großen Dichtern, und den von ihnen gegebenen Regeln, zum Troß geschrieben.

Wer da weiß, daß ein gutes Exempel mehr ausrichtet, als die besten Lehren, der wird mit mir bekennen, daß der Herr Makewind sich derjenigen Klugheit und Behutsamkeit bedienet habe, die zu Ausführung eines so wichtigen und nützlichen Vorhabens erfordert wird.

Ich und alle andere so genannte armselige Scribenten freueten uns von Herzen, daß in unsern Tagen ein so herzhafter Mann aufgestanden, und schmeichelten uns mit der Hoffnung, durch die Hülfe dieses Helden unsern verloschenen Ruhm wieder hergestellet zu sehen. Allein die Schaar der leckern und naseweisen Schreiber verdoppelte ihre Wut wider uns, und handhierte insonderheit unsern Goliath so übel, daß ein Mann von geringerm Muth und einiger Schamhaftigkeit sich würde haben abschrecken lassen, und es verschworen haben, jemalen die Feder wieder anzusetzen. Allein sie fand an dem Herrn Makewind, was sie suchte, und nichts war fähig, unsern Helden von seinem löblichen Vorhaben abwendig zu machen. Er lehrte sich an alle Spötereien seiner Neider nichts, sondern blieb unbeweglich:

Ille velut Pelagi rupes immota resistit !  
 Ut Pelagi rupes, magno veniente fragore,  
 Quae sese multis circum latrantibus undis  
 Molet tenet : Scopuli nequicquam et spumea circum  
 Saxa fremunt, laterique illisa refunditur alga.

Er fuhr fort, uns armselige Scribenten durch seine herrlichen Schriften zu erbauen, und unsere Gegner zu quälen. Seinem Beispiele folgten viele, und es gewann das Ansehen, als ob die gute Sache endlich triumphiren würde.

Unsern Feinden ward allgemach nicht wohl dabei zu Muth. Sie sahen, daß das lehrreiche Beispiel des Herrn Makewind von unbeschreiblicher Kraft war. Sie sahen, daß dieser tapfere und rüstige Scribent durch Spott und Drohungen nicht zu schrecken: Sie suchten ihn also auf eine andere Art zu gewinnen, in der festen Hoffnung, mit dem Reste der armseligen Scribenten leicht fertig zu werden; und die königliche Societät der Wissenschaften mußte dem Herrn Makewind einen Platz anbieten.

Dieses war, ihrer Meinung nach, ein listiger Streich, und unsere Feinde machten sich die sichere Rechnung, der Herr Makewind würde, wo nicht durch das Beispiel seiner Collegen ganz

umgekehrt, dennoch durch die Ehre, welche ihm eine so berühmte Gesellschaft erwiesen, bewogen werden, seine Hand von uns abziehen, und es nicht mehr so offenbar mit uns zu halten.

Wie aber den wenigsten diese geheime Absicht der Societät bekannt war: so geriebt ganz London in die äußerste Verwunderung, als es kund ward, daß Hr. Makewind in die Societät der Wissenschaften aufgenommen sey. Man konnte sich nicht darinn finden, daß eine so berühmte Gesellschaft einen Menschen zu ihrem Mitgliede erwählet, dessen Schriften ihren Absichten so sehr entgegen waren, und von welchem sie also, menschlichem Ansehen nach, mehr Schande, als Ehre, zu erwarten hatte: Und wenn ich ihnen die Verwirrung, die Bestürzung, und den Lärm, so dieser unvermuthete Entschluß der Societät in dieser Stadt erregte, nach allen Umständen beschreiben wollte: so müßte ich eine Beredsamkeit besitzen, die mir fehlet. Ich sage nur so viel, London geriebt fast in den Zustand, in welchem sich Egypten befand, als der Würgeengel ansgiang, die Erstgeburt zu schlagen.

- - concussam bacchatur fama per urbem

Lamentis, gemituque et foemineo ululatu

Tecta fremunt, resonat magnis plangoribus aether,  
 Non aliter, quam si immissis ruat hostibus omnis.  
 Carthago, aut antiqua Tyros, flammaeque furentes  
 Culmina perque hominum volvantur perque deorum.

Dreyen der vornehmsten Frauen gieng es darüber unrichtig. Vier säugende Mütter ließen für Bestürzung, ihre Kinder auf die Erde fallen, von denen zwey auf der Stelle todt blieben, und zwey so viel bekamen, daß sie vermuthlich Zeit ihres Lebens gebrechlich bleiben werden. Ein gewisser Lord wollte, wie er hörte, was sich begeben hatte, die Achseln zucken, und siehe, die eine Schulter erstarrte, und ist seit dem immer höher gewesen, als die andere. Mr. Phips, der ehedessen die Ehre vergebens gesucht hatte, die dem Herrn Makewind ohne seine Bemühung wiederfahren war, machte es wie Ahitophel, und erhing sich aus Verzweiflung selbst. Und, was das erbärmlichste, so starb die Mutter des Herrn Makewind vor Freuden. Ein wunderbar Gemisch von Bestürzung und Freude beklemmte ihr mütterliche Herze dergestalt, daß sie, indem sie ihren Sohn aufs zärtlichste umarmete, und demselben Glück wünschen wollte, eben wie jene Römerinn, die ihren Sohn, den sie todt geglaubet, aus der Schlacht

Schlacht wieder kommen sahe, in Ohnmacht fiel  
niedersank, und in den Armen ihres geliebten  
Sohnes den Geist aufgab. Ruhe sanft, glückseli-  
ger Leib, der du einen vortrefflichen Mann getra-  
gen hast! Ich weiß, mein Herr, Sie wünschen  
ihr mit mir:

• • • tenuem et sine pondere terram

Spirantesque crocos et in urna perpetuum vox.

Die Spötter indessen waren nicht faul, sich  
über diese unvermuthete Aufnahme des Herrn  
Makewind lustig zu machen. Der eine sprengte  
aus, die Societät der Wissenschaften hätte den  
Herrn Makewind mit eben der Bedingung aufge-  
nommen, unter welcher ehedessen Sylla einem  
schlechten Poeten seine Verse belohnet, das ist, er  
habe eidlich angeloben müssen, ferner nichts zu  
schreiben. Ein anderer sprach: Die Societät wäre  
üppig worden, und wollte durch solche Mitglieder,  
als der Herr Makewind, den Glanz ihrer Schöns-  
heit vermehren, wie das Frauentzimmer durch die  
Schönpflästerchen. Ja der Herzog von N... war  
gar so arg, daß er zu dem französischen Gesand-  
ten, dem Grafen von B..., der sich auch über  
das Verfahren der Societät wunderte, auf Fran-

gösch sagte: Pourquoi s'en étonner, Monsieur? Ne savez-vous pas que la Société est un corps mystique? Il faut donc, qu'elle ait ses parties honteuses.

Was mich und andere ehrliche Leute anlangt: so waren wir dufferst betrübt, daß man uns einer so grossen Stütze berauben wollte. Anfangs war dieses unser Trost, daß entweder der Herr Makewind die ihm angebotene Ehre ausschlagen, oder, wenn er sie annehme, vielleicht die ganze Societät der Wissenschaften mit der Zeit auf unsere Seite ziehen würde; aber wie bestürzten wir nicht, als derselbe ein Dankfagungsschreiben an die Societät drucken ließ, in welchem er bekannte, daß seine Schriften bishero nicht viel mehrt gewesen, und heilig angelobte, sich zu ändern, und inskünftige in allem nach dem Geschmacke der Gesellschaft zu richten. Dieses Bekenntniß, diese Zusage war ein Donnerschlag in unsern Ohren; wir sahen nunmehr wohl, daß wir auf die Art von dem Herrn Makewind weiter nichts Gutes zu hoffen hätten, und unsere Feinde konnten die Freude, welche sie darüber empfinden, daß sie uns einen solchen Mann abspännstig gemacht, nicht bergen.

Doch diese Freude währte nicht lange, und mit derselben endigte sich auch unsere Betrübniß.

*Naturam expellas furca tamen usque recurret.*

Magister Makewind, der, durch die ihm unermuthet angetragene Ehre geblendet, in der ersten Hitze ein so unbedachtsames Versprechen gethan hatte, kam endlich wieder zu sich selbst. Das Gewissen wachte auf. Er sah, wie sehr er seine Brüder betrübet hatte. Er bereuete es, und schrieb, zu großem Troste des betrübten Häufleins der elenden Scribenten, solche Bücher, daß man wohl sehen konnte, daß alles, was er in seinem Dank-  
sagungsschreiben der Gesellschaft Gutes vorgesagt hatte, nur Ehrenworte gewesen, die ihm nicht von Herzen gegangen.

Der Societät gefiel dieses nicht: Doch schwieg sie anfangs stille dazu. Sie hielt dafür, man müßte mit Magister Makewind, als einem jungen Menschen, Geduld haben. Die Besserung geschehe nicht durch einen Sprung: Er würde noch wohl werden. Allein diese Hoffnung schlug fehl. Magister Makewind legte das Stillschweigen der Societät so aus, als wenn sie seine Aufführung billigte. Er wagte es demnach, und trat völlig

wieder auf unsere Seite. Er gab Schriften ans Licht, die, eben wie die vorigen, voller Bombast und Uebertretungen der Gesetze der Sprachkunst waren. In seinen Gedichten war der Reim das Hauptwerk, und die Vernunft erschrecklich gemißhandelt. Sie können leicht gedenken, wie sehr uns dieses erfreuet; und wie hergegen unsere Feinde, und das Haupt derselben, ich meine die Societät der Wissenschaften, sich geärgert habe, als sie gesehen, daß ihr listiger Anschlag zu ihrem eigenen Schaden ausgeschlagen. Und gewiß, die Societät war übel daran: Sollte sie ein, nach ihrer Meinung, unwürdiges Mitglied auf eine gewaltsame Art von ihrem Körper absondern: so mußte sie ihre eigene Unvorsichtigkeit im Wählen bekennen, und die Rache, eines ihr ehedessen so gefährlichen Mannes, befürchten. Sollte sie ferner zu der Ausführung des Herrn Makewind stille schweigen: so war zu besorgen, man möchte denken, sie billige alles, was er vornehme. Und in der That fanden sich Leute, die dieses aussprengten, und die Societät kam dadurch in einen Ruf, den sie sich nicht für rühmlich hielt. Es vergieng ihr demnach die Geduld, und sie machte den unerhörten Schluß, den Herrn Makewind, als ein

faules Gliedmaß, von ihrem Körper zu trennen. Er ward also förmlich ausgestossen, und sein Name in dem Register der Glieder der Societät ausgelöscht.

Sehen Sie, mein Herr, so springet man hier mit ehrlichen Leuten um. Wollten Sie es mir also wohl rathen, daß ich einen Platz in einer Gesellschaft suchen sollte, der man es so wenig zu Dank machen kann, daß auch Magister Makewind in ihre Ungnade gefallen? Ich habe Ihnen die Historie dieses geschickten Kopfes etwas umständlich erzehlet, damit Sie die Verdienste desselben, und den Eigensinn der Societät, welcher auch ein solcher Mann nicht gut genug gewesen ist, desto besser erkennen mögen. Sie werden, hoffe ich, aus dem, was ich bisher geschrieben habe, zur Gnüge ersehen, daß meine Klagen über den bedrängten Zustand der Gelehrten meiner Art nicht ungegründet sind, und daß wir Ursache haben, bey auswärtigen Nationen, und entlegenen Völkern, den wohlverdienten Ruhm zu suchen, welchen uns unser Vaterland so halbsüchtig verweigert.

Sagen Sie mir, ist es nicht was unerhörtes, so mit einem Manne zu verfahren, der von so

grossen Verdiensten ist, als der Herr Makewind? Mit einem Manne, dem, auch nach dem Zeugnisse seiner Feinde, unsere ganze Nation unendlich verbunden ist? Ich habe gar oft gehört, daß man gesagt hat, die Schriften des Herrn Makewind bewegten die Leser zum Mitleiden und Lachen. Mich deucht, ein Scribent, der diese zwei Gemüthsabewegungen bey einer Nation erregen kann, die ihrer Schwermüthigkeit und Grausamkeit wegen so rüchtig ist, verdienet die Ehrerbietung eines ganzen Volks, und eine öffentliche Belohnung.

Alein statt dieser Belohnung hat man dem Herrn Makewind den empfindlichsten Schimpf angethan. Sie können leicht erachten, wie sehr den ehrlichen Mann dieses schmerzen müsse. Er war anfangs untröstbar, und flohe alle menschliche Gesellschaft. Ja er hatte so böse Stunden, daß man besorgte, er möchte gar von Sinnen kommen; und es fehlte nicht viel, so wäre er seinem Vater, der vorummer über den Unfall seines Sohnes, wie die Mutter vor Freuden über dessen Glück, plötzlich gestorben ist, in die Ewigkeit gefolget.

Noch lebet er: und fängt an, sich in sein Unglück zu finden. Er thut wohl daran: Und

mich deucht, ich thue auch nicht übel, wenn ich mich an seinem Exempel spiegle, und nicht ferner vergebliche Mühe anwende, meinen eigensinnigen und undankbaren Landesleuten zu gefallen. Wollen sie meine Verdienste nicht erkennen, so können sie es bleiben lassen. Ich habe gethan, was ein ehrliebender Scribent thun kann. Da alle meine Arbeit vergebens ist, so schüttelte ich den Staub von meinen Füßen, und gehe von nun an rein zu den Samojeden.

Nehmen Sie mich auf, mein Herr, und glauben, daß ich des Beyfalls einer so politen Nation, als die Ihrige ist, nicht unwürdig bin. Ich werde gewiß Ihre Gesellschaft nicht verunzieren. Dieser Brief, den ich Ihnen schreibe, wird Sie von meiner Geschicklichkeit überführen, und die Wirkung haben, die ich wünsche.

O wie werden meine Landsleute grüßgrammen, wenn ich mich hinfort Societatis Scientiarum Articae, quae Beresovae est, Socium nennen werde! Es wird ihnen dieses durch die Seele gehen. Aber wer kann ihnen helfen? Sie haben es um mich, und alle Scribenten meiner Art, wohl verdienet, daß ich ihnen diesen Verdruß mache. Sie hassen uns, und ich bin versichert,

ſie wüſchen, daß uns der Teufel alle nach Nova Zembla führte. Aber ſie wiſſen nicht, was ſie bitten. Sie ſollten uns wohl miſſen, wenn wir nicht mehr vorhanden. Denn wären wir nicht, womit wollten ſie ihre Zeit hinbringen? Wo wollten ſie wohl etwas zu lachen und zu ſpotten finden? Wo wollten ſie wohl mit ihren ſinnreichen Einfällen hin? Ich ſehe es nicht ab: und mache daher den Schluß, daß wir einem Lande unentbehrlich ſind. Abermal ein Beweis unſerer Vortrefflichkeit, welchen ich Sie, nicht aus der Acht zu laſſen, bitte, und welchen ich mit leichter Mühe noch weiter ausführen könnte.

. . . extremo ni jam sub fine laborum

Vela traham, et terris festinem advertere proram.

Ich will mir aber vorbehalten, dieſe biſhero noch nicht erkannte Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit der elenden Scribenten, in einer eigenen Schrift, ſo gründlich zu behaupten, daß, wofern noch ein Fünkchen Redlichkeit in unſern Feinden iſt, die ſo Unglückſelige hoffentlich in ſich gehen, und aufhören werden, uns ferner zu kränken.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen einige

Seltenheiten zu übersenden, die ich neulich mit einem Schiffe aus Grönland erhalten habe. Sie bestehen in einem Schachspiel von Eis, welches von der spielenden Natur so gebildet worden, in einigen seltenen Vögeln, und in einer gewissen gelblichten Materie, welche von demjenigen, der mich damit beschenkt hat, für einen schwefelichten Auswurf des Berges Hekla ausgegeben, von andern aber für den Auswurf eines grönländischen oder isländischen Bären gehalten wird. Ich überlasse es Ihnen, zu untersuchen, wer Recht hat: und gestehe gerne, daß ich in solchen Sachen unerfahren bin. Es sey, was es wolle: so ist es doch eine Rarität.

Der Herr Malewind, der eben bey mir ist, empfiehlt sich Ihnen bestens, und wird sich ehestens die Freyheit nehmen, selbst an Sie zu schreiben. Wäre es nicht möglich, daß Sie diesem ehrlichen Manne, dem es unerträglich ist, nach dem Unglücke, so er gehabt hat, in seinem Vaterlande zu leben, bey Ihnen eine anständige Bedienung verschaffen könnten? Denken Sie darauf, mein Herr, ich bitte Sie. Der Herr Malewind verdienet es. Sie dürfen nicht befürchten, daß es ihm bey Ihnen zu kalt seyn werde. Er ist ein

Poet; und der Microcosmus eines Dichters hat ein so starkes Centralfeuer, daß er eben der Sonne nicht bedarf. Magister Malewind würde also in Nova Zembla noch schweben.

Haben Sie die Güte, und beehren mich, so bald es geschehen kann, mit einer Antwort; Sie werden mich dadurch ungemein erfreuen.

Ich habe die Ehre, mit aller erfanlichen Hochachtung zu seyn,

Mein Herr,

Ders

London,  
den 1<sup>ten</sup> März, 1752.

ergebenster Diener,  
N. Clifton.

Der sich selbst entdeckende

X. Y. Z.

Oder

L-c-s H-rm-n B-ckm-st-rs,

Rev. Minist. Candidati,

aufrichtige

Anzeige der Ursachen,

die ihn bewogen,

die Geschichte von der Zerstörung

der Stadt Jerusalem

mit kurzen Anmerkungen zu erläutern,

und

diese Anmerkungen unter einem falschen Namen

ans Licht zu stellen,

zur Veruhigung und zum Trost

des

(S. T.)

Herrn Magister Sievers,

imgleichen

zur Rettung der Unschuld seiner Absichten

wider allerhand ungleiche Urtheile und

Deutungen zum Drucke befördert.

---

Leipzig, 1733.

**B O I L E A U .**

Quel tort lui fais-je enfin ? ai-je par un écrit  
Pétrifié sa veine, et glacé son esprit ?

---

## Vorrede des Verlegers.

---

**E**s ist nunmehr ungefähr ein halb Jahr, daß mir gegenwärtiges Manuscript zu Händen kam; und ich bin versichert, der geneigte Leser werde es mir schlechten Dank wissen, daß ich ihm eine Schrift, die unstreitig, wo er nicht gar zu mürrisch ist, viel zu seiner Belustigung beytragen wird, so lange vorenthalten habe. Doch hoffe ich, wegen dieser Verzögerung, leicht Vergebung zu erhalten, wenn ich sage, daß ich nimmer die Herausgabe meines Manuscripts so lange würde aufgeschoben haben, wenn ich nur versichert gewesen wäre, daß es dem Verfasser desselben nicht entgegen seyn würde, seine Arbeit ohne sein Vorwissen in öffentlichem Druck erscheinen zu sehen.

Leute meiner Art sind zwar wegen ihres engen Gewissens in diesem Falle nicht sonderlich berühmt; allein, was man auch von dem Eigennutze der Buchhändler sagt; so kann ich doch versichern, daß ich Bedenken getragen habe, einem Scribenten durch die Gemelung einer Schrift Verdruß zu machen, die er vielleicht nur zu seinem Zeltvertreib versfertigt hat, und mir also alle Mühe von der Welt gegeben, den wahren Urheber des sich selbst entdeckenden X. Y. Z. kennen zu lernen, um von ihm sowohl die Einwilligung zu der Herausgebung seiner Schrift, als auch eine Erklärung einiger darinn vorkommenden dunkeln und verderbten Stellen, zu erlangen.

Allein alle meine Bemühung ist vergeblich gewesen. Derjenige, von dem ich das Manuscript erhandelt habe, versicherte mich zwar, daß der X. Y. Z. selbst Verfasser desselben sey, und diese Satyre zu keinem andern Ende geschrieben habe, als um sich theils an dem Herrn Magister Sievers wegen einiger in der ersten Wut gegen ihn ausgestoßenen harren Reden zu rä-

chen, und theils einigen elenden Tröpfen, und scheinheiligen Heuchlern, die seine Anmerkungen über die Historie von der Zerstörung der Stadt Jerusalem für ein Pasquill ausgerufen, und ihn eines Mißbrauchs der Schrift beschuldiget hätten, ihre Unwissenheit und Thorheit vorzustellen. Um mich hievon zu überzeugen, betrieb er sich auf die Gleichheit der Schreibart: Aber durch alles, was er mir vorsagte, ward ich nicht klüger, weil er mir nicht sagen konnte, wer denn eigentlich der X. Y. Z. sey.

Ich schrieb daher an einen berühmten Mann in Lübeck, und ersuchte ihn, mir zu melden, wer denn eigentlich der X. Y. Z. und wo er anzutreffen sey? Seine Antwort war: „Es sey ihm unmöglich, mein Verlangen zu erfüllen. Weil er selbst nicht für gewiß sagen könnte, wer die Anmerkungen über die Historie von der Zerstörung der Stadt Jerusalem gemacht habe. Man habe zwar anfangs einen gewissen Mann in Lübeck deswegen in Verdacht gehabt; allein, da der Herr Magister Stevers öffentlich gesaget habe, und noch beständig behaupte, daß

dieser Mann ein elender Stümper und der dümmste Ignorant sey: so falle dieser Verdacht von selbst weg. Ueberdem achte dieser Mann den Herrn Magister Sievers so wenig, daß er nur darüber lachte, wenn er hörte, was derselbe von ihm urtheile; und sey es also nicht wahrscheinlich, daß er sich einen Gegner würde auserlesen haben, an dem, seiner Meinung nach, so wenig Ehre zu erjagen, oder daß er, wenn er ja einmal habe versuchen wollen, einen stolzen Jüngling zur Erkenntniß seines Elendes zu bringen, sich weiter mit einem Menschen abgeben werde, an dem alle Hoffnung verlohren, u. s. w."

Da ich nun auch in dieser Antwort so wenig Trost fand, verzweifelte ich, und ließ alle Hoffnung, den wahren X. Y. Z. jemalen kennen zu lernen, gänzlich fahren. Es haben sich zwar nach der Zeit viele gefunden, die mir bald diesen, bald jenen, als den rechten Urheber der Anmerkungen über die Historie von der Zerstörung der Stadt Jerusalem, genennet haben: Allein ich habe mich an diese Nachrichten so wenig

nig

nig gekehret, als an das Vorgeben desjenigen, der mir neulich als ein sonderbares Geheimniß offenbarte, daß nicht der X. Y. Z. sondern sein Bruder, der noch ein ärgerer Spötter sey, das Manuscript so ich jezo der Welt vor Augen lege, versfertigt habe.

Es kann mir endlich gleich viel gelten, wer der X. Y. Z. und sein Vertheidiger sey. Ich bin zufrieden, daß ich der Welt eine Schrift mittheilen kann, die ihr nothwendig gefallen, und mir denjenigen Vortheil bringen muß, den ich mir sicher versprechen kann, wenn ich den guten Abgang der Satyre ansehe, auf welche sie sich beziehet.

Der Verfasser derselbe wird es indessen nicht übel nehmen, daß ich seine Arbeit wider sein Wissen und Willen herausgebe. Ich kenne ihn nicht, und er kann es mir unmöglich verdenken, daß ich meinen Vortheil, und die Ehre, etwas zum Vergnügen der klugen Welt beygetragen zu haben, allen andern Betrachtungen vorziehe.

Nur bedaure ich, daß ich nicht im Stande bin, die Lücken meines Manuscripts auszufüllen, und

dieses um so viel mehr, weil, so viel ich urtheilen kann, in der einen der verdorbenen Stellen die Dummheit derjenigen, die eine Satyre für ein Pasquill ansehen, und in der andern die alberne Scheinheiligkeit eines gewissen Sünders, der sich an einigen biblischen Redensarten gestossen hatte, so lebhaft abgebildet gewesen, daß man es unstreitig mit Lust würde gelesen haben.

Indessen liefere ich gegenwärtige Schrift so, wie ich sie bekommen, ohne die geringste Verfälschung. Mehr kann ich nicht, und hoffe, der Leser wird mit mir zufrieden seyn, und mir beständig gewogen verbleiben.

Leipzig,

den 24. Sept. 1733.

---

---

## V o r b e r i c h t.

---

Gar nachdenkliche Worte sind es, geneigter und andächtiger Leser, die wir bey dem grossen römischen Redner Cicero lesen, wenn es heisst: *Negligere quid de se quisque sentiat, non solum arrogantis est, sed etiam hominis omnino dissoluti.* „Nicht achten, was die Leute von einem sagen, zeigt nicht nur einen Hochmuth, sondern auch eine grosse Lieberlichkeit an.“

Es will der vortreffliche Tullius hienit so viel sagen, daß man sich bestreben müsse, einen guten Namen zu haben. *Negligere*, spricht er, *quid de se quisque sentiat, non solum arrogantis est, sed etiam hominis omnino*

dissoluiti. Man muß nicht meinen, daß dieser grosse Mann durch diese güldenen Worte die Menschen zu einem thörichten Ehrgeize verleiten wolle; seine Absicht ist nur, dieselbe zu bereden, es sey nicht gleich viel, was die Welt von uns denke.

Das Wort, das im Grunde liegt, ist von gar besonderm Nachdrucke. Es heist: *Negligere quid de se quisque sentiat.* *Quisque* heist ein jeder, alle Menschen ohne Ausnahme. Er will demnach so viel sagen, daß man nicht aller Menschen Urtheil verachten müsse. *Non - - omnium hominum.* Welches eben so viel gesagt ist, als man müsse einiger Menschen Urtheil nicht verachten; nach dem bekannten

*Non - - omnis quidam non, sed omnis - -  
non quasi nullus.*

Jedermann weiß, daß die Menschen nicht alle einer Art sind. Einige sind klug und tugendhaft, andere aber dumm und böse. Ein christlicher Mann kehrt sich wenig daran, was diese lezten von ihm sagen oder denken. Er verlan-

get nicht von ihnen gelobet zu seyn, und achtet es nicht, wenn sie ihn lästern. Er spricht:

Non moror, an laudet me turpis an impro-  
bet osor.

Aber der Beyfall kluger und tugendhafter Personen ist eine Sache, die er eifrig sucht. Es ist ihm nicht gleichviel, was solche Leute von ihm sagen; und so wenig er darnach fragt, was die dumme Welt von ihm urtheilet, so sehr erquicket ihn das Lob, so ihm die Klugen beylegen. Er ist gesinnet, wie der Hector beyh Návius. *Laetus sum*, spricht er, *laudari me abste, pater, laudato viro*. Denn *ea profecto jucunda laus, quae ab iis proficiscitur, qui ipsi in laude vixerunt*. Zu reden mit dem Cicerone Lib. XV. Ep. 6.

Ist es nun einem gelehrten Mann angenehm, von rechtschaffenen Leuten gelobet zu werden: so ist es ihm hergegen ein empfindliches Kreuz, wenn solche Personen ungleiche Gedanken von ihm haben. Ich rede aus der Erfahrung, geneigter Leser, und habe seit einigen Mo-

naten mit Verdruss empfunden, was die widrigen Urtheile solcher Leute, denen wir zu gefallen suchen, einem Menschen vor Kummer verursachen, den sein Gewissen überzeuget, daß er dieselben nicht verdiene.

Der christliche Leser weiß, daß vor nicht langer Zeit eine kleine Schrift zum Vorschein gekommen ist, in welcher die Geschichte von der Zerstörung der Stadt Jerusalem mit Anmerkungen erläutert worden. Der Urheber dieser Schrift nennet sich X. Y. Z. und giebt sich auf dem Titel für einen Nachahmer des Herrn Magister Sievers aus. Der Ruhm, welchen sich dieser gelehrte Mann durch seine vielen und herrlichen Schriften erworben hat, hat gemacht, daß die Anmerkungen des X. Y. Z. weil sie nach dem Geschmacke des Herrn Magister Sievers geschrieben, begierig gelesen worden, und jedermann ist so billig gewesen, daß er dem Verfasser die Ehre, ein wahrer Nachfolger des Herrn Magister Sievers zu heißen, nicht streitig gemacht hat. Allein, gleichwie grosse Verdienste gar selten unbeneidet zu

seyn pflegen: so haben sich auch Leute gefunden, die, aus einem heimlichen Widerwillen gegen den Herrn Magister Sievers, die Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstörung der Stadt Jerusalem für eine satyrische Schrift ausgegeben, und ohne Scheu behauptet haben, der Verfasser derselben suche die vortrefflichen Anmerkungen über die Passion, die der Herr Magister Sievers ans Licht gestellet hat, lächerlich zu machen. Man hat fast aus einem jeden Worte dieser Schrift einen, ich weiß nicht wie tiefen, mystischen Verstand gezogen; ja einige sind gar so unverschämt gewesen, daß sie die ganze Schrift für ein Pasquill gehalten haben. Der Herr Magister Sievers selbst ist durch die gemeine Sage verführet worden, zu glauben, daß der sogenannte X. Y. Z. ein hämiſcher Spötter sey, der sich auf seine Unkosten lustig machen wolle, und hat sich alle Mühe gegeben, zu entdecken, wer denn eigentlich dieser X. Y. Z. sey, mit der angehängten Drohung, denselben, wenn er es nur wüßte, nach Verdienste zu züchtigen.

Ich bin der X. Y. Z. und gebe demnach dem geneigten Leser zu bedenken, wie nahe es mir müsse gegangen seyn, daß so viel fluge Leute, und unter denselben der Herr Magister Sievers, ein Mann, vor welchen ich eine besondere Hochachtung hege, mir ich weiß nicht was für böse Absichten beygelegt. Ich müßte ganz unempfindlich seyn, wenn ich zu solchen Beschuldigungen still schwiege, und nicht, nach allem Vermögen, meine Unschuld, die an sich zwar offenbar genug ist, zu retten suchte. Ein Spötter, ein Vasquillant sind Ehrentitel, für welche ich mich sehr bedanke, und die einem Menschen von meiner Profession gar nicht anstehen. Es erfordert demnach die Liebe, die ich mir selbst schuldig bin, daß ich, zur Rettung meiner Ehre, die Feder ergreife, und denenjenigen, die von mir so ungleiche Gedanken hegen, ihren falschen Wahn, wo möglich, benehme.

Ich bin um so viel mehr gezwungen, dieses zu thun, weil mir schon von meinen Patronen, denen ich meine Schrift noch ungedruckt gezeigt habe, nicht undeutlich zu verstehen gegeben

worden, sie machten sich ein Gewissen, einen Menschen von so boshafte[m] Gemüthe, als ich seyn müßte, wenn ich die Absichten gehabt hätte, die man mir beymisset, zu einem geistlichen Amte zu befördern. Ich gestehe, diese Erklärung meiner Gönner hat mir manche unruhige Nacht gemacht, und bin ich oft auf die verzweifelten Gedanken gefallen, ohne andere Handhierung zu ergreifen.

Die Medicin gefiel mir vor allen andern; denn dieses ist, nach der Meynung eines gewissen französischen Prinzen, eine Kunst, in der man ohne Gefahr ein Stümper seyn kann: C'est un art, où l'on peut être impunement ignorant; aber die Zärtlichkeit meines Gewissens, und die Furcht, mich zu versündigen, wenn ich meine Hand vom Pfluge zöge, ist Ursache, daß ich diese böse Gedanken fahren lasse, und mich entschlossen habe, erst zu versuchen, ob ich nicht, durch eine klare Darthuung meiner Unschuld, die üble Meynung, die man von mir hat, umstoßen könne.

Ich weiß nicht, ob ich hoffen kann, meinen Zweck bey dem größtesten Haufen zu erreichen; das weiß ich aber gewiß, daß der Herr Magister Stevers, wenn er nur die Güte haben will, meine Entschuldigungen zu lesen, mich völlig lossprechen wird. Erlange ich dieses: so bin ich zufrieden; so bin ich der Gunst meiner Beförderer versichert, und werde mich überdem glücklich schätzen, etwas zu der Beruhigung des Herrn Magister Stevers beygetragen zu haben.

---

---

*Quilibet verborum suorum optimus  
interpres.*

Der Zweck, den ich mir in dieser Schrift vorgesetzt habe, ist, die Unschuld meiner Absichten, wider die ungleichen Urtheile, zu retten, die von meinen Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstörung der Stadt Jerusalem gefallen worden sind. Ich werde mich bemühen, dieses auf eine so gründliche Art zu thun, daß alle Unparteiische mit Händen greifen mögen, wie sehr mir zu nahe geschehen sey.

Um alle Verwirrung zu vermeiden, theile ich meine unbilligen Richter in drey Classen. Zu der ersten rechne ich diejenigen, welche meine Schrift für ein Pasquill ausgeben: zu der andern diejenigen, welche behauptet haben, meine Absicht

sen gewesen, des Herrn Magister Sievers zu spot-  
ten; und zu der dritten diejenigen, welche, ohne  
von meinen Absichten zu urtheilen, eines und das  
andere an meinen Anmerkungen auszufetzen ge-  
funden haben.

Diejenigen, welche meine Schrift für ein  
Pasquill ausgerufen haben, verdienen zwar  
nicht, daß ich ihrer erwehne. Ihre Unbilligkeit  
und Einfalt fällt so sehr in die Sinne, daß ich  
nicht nöthig habe, mich gegen sie zu vertheidigen:  
und mich deucht, ich erweise ihnen schon zu viel  
Ehre, daß ich ihrer Meldung thue. Sie dürfen  
also nicht besorgen, daß ich sie so abfertigen wer-  
de, wie sie es verdienen. Ich habe aber ihre Läs-  
terung nur darum nicht mit Stillschweigen übers-  
gehen wollen, damit ich Gelegenheit haben möch-  
te, ihnen aus christlicher Liebe die wohlgemeinte  
Erinnerung zu geben, daß es ihrer Ehre sehr zu-  
träglich seyn würde, wenn sie belieben wollten,  
sich auf ein andermal nicht so zu übereilen, und  
eine Schrift nicht eher für ein Pasquill auszu-  
geben, als bis sie gelernet haben, was eigentlich  
dieses Wort für eine Bedeutung habe. In Po-  
ssillen und in - - - desunt non nulla - - -  
Dieses ist es, was ich ihnen zu sagen habe. Wo-

fern sie klug sind, werden sie meinem Rache folgen, und sich nicht durch ferneres Lästern des Olimps unwürdig machen, den ich jezo, in Betracht ihrer Unwissenheit, gegen sie gebrauche.

Ich wende mich zu denen, die meine Schrift für satyrisch angesehen haben. Deren ist nun eine grosse Menge, und viele sind darunter, denen ich, ihres Standes und ihrer Verdienste wegen, eine besondere Ehrerbietung schuldig bin. Es ist mir demnach sehr leid, daß ich mich genöthiget sehe, ihnen zu sagen, daß ihre Gedanken von der Absicht meiner Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstörung der Stadt Jerusalem, ganz und gar irrig sind.

Es wird schwer halten, daß ich ihnen dieses begreiflich mache. Denn die falsche Einbildung, daß ich ein Spötter sey, hat in den Gemüthern derer, die meine Schrift gelesen haben, so tiefe Wurzel geschlagen, daß ich glaube, die meisten schwören einen Eid, daß sie Recht haben. Ich muß mich wundern, wie so viele kluge Leute auf eine so wenig wahrscheinliche Meinung verfallen können, und kann, wie viel ich auch darauf gedacht habe, nicht ergründen, was ihnen Anlaß

gegeben, meine unschuldigen Worte so übel auszuliegen.

Sie thun mir gewiß zu viel Ehre, wenn sie glauben, daß ich geschickt sey, eine Satyre zu schreiben, und beleidigen mich, wenn sie sich einbilden, daß ich Lust habe, durch eine so unchristliche Schreibart mein Gewissen zu bestecken. Ich bin mit allem, was in der Welt vorgehet, sehr wohl zufrieden, und mehr geneigt jedermann zu loben, als zu tadeln.

- - per me equidem sint omnia protinus alba,  
Nil moror. Euge! omnes bene mirae eritis res \*).

In Ansehung der Schriften, die herauskommen, bin ich überdem von Natur so wenig lecker, als jemand in der Welt, und die Bücher, die ich nothwendig lesen muß, sind so beschaffen, daß mein Geschmack unmöglich dadurch verwöhnet werden kann. Durch diese tägliche Kost ist mein Gaumen so ausgehärtet, daß ich alles, was gedruckt ist, ohne Ekel lesen kann, und es mir gleich viel ist, ob ich eine Historie in einem Almanach, oder ob ich in der europäischen Fama lese. Und

---

\*) Persius Sat. 1.

wenn ich auch gleich von Natur zur Spötte-  
ren geneigt wäre: so würde mich doch meine natür-  
liche Blödigkeit abhalten, meinem Triebe zu fol-  
gen, und mir ohne Noth Feinde zu machen. Ich  
weiß wohl, wie gefährlich es ist, Satyren zu  
schreiben:

*C'est un méchant métier que celui de medire,*

*A l'auteur qui l'embrasse il est toujours fatal.*

*Le mal qu'on dit d'autrui ne produit que du mal\*)*

Jedermann hasset den, der dieses Handwerk  
treibt, und flieht ihn, als ein gefährliches Thier.  
Man spricht:

*Foenus habet in cornu: longe fuge; dummodo  
risum*

*Excutiat sibi non hic cuiquam parcat amico \*\*).*

Es ist wahr, man lacht über die Einfälle ei-  
nes solchen Menschen. Man lobet ihn, wenn er  
es gut gemacht hat. So bringt es der verderbte  
Lauf der Welt mit sich; aber auch diejenigen, die  
an seinen Spötte-  
ren einen Gefallen haben, und  
sich über den Unfall ihres armen Nächsten erge-  
zen, wider welchen dieselbe gerichtet sind, hassen

\*) Boileau Sat. VII.

\*\*) Horat. Lib. I. Sat. 4.

denjenigen in ihrem Herzen, der ihnen diese Lust macht. Boileau mußte es wohl, darum schreibt er am angeführten Orte:

- - un auteur malin, qui rit et qui fait rire,  
Qu'on blâme en le lisant, et pourtant qu'on veut  
lire

Dans ses plaisans accès qui se croit tout permis,  
De ses propres rieurs se fait des ennemis.

Ich glaube wohl, es giebt so wunderliche Gemüther, die sich durch die Hoffnung des eiteln Lobes, welches ein lustiger Einfall seinem Urheber zu wege zu bringen pfleget, so sehr blenden lassen, daß sie die Gefahr, welche damit verknüpft ist, verachten. Sie haben ihren Willen; aber ich für meine Person bekenne aufrichtig, daß ich so nicht gesinnet bin. Ich bin nicht eiler Ehre geizig, noch weniger von denen, welche

Pissent au benestier, à fin qu'on parle d' eux \*).

Ich lasse einen jeden in seinen Würden: so bleibe ich auch, wer ich bin. Ich lehre vor meiner eignen Thür, und wünsche von Herzen, daß ein

---

\*) Regnier Sat. 11.

ein jeder so wäre, wie ich. Dieses sind meine wenigen Gedanken von dem unchristlichen und gefährlichen Handwerke der Spötter, unter welche man mich, ohne mein Verschulden, zählen will. Ich bitte alle diejenigen, welche dieses thun, das, was ich hier schreibe, reiflich zu erwegen: so werden sie, wie ich hoffe, befinden, wie unwahrscheinlich es sey, daß ich meiner Erkenntniß so sehr habe entgegen handeln wollen. Ich weiß, die Herren, mit denen ich hier zu thun habe, sind so gütig gewesen, daß sie von der Fähigkeit meines Verstandes eben kein schlimmes Urtheil gefällt haben. Wenn sie demnach auch glauben, daß die Bosheit meines Willens die Erkenntniß meines Verstandes habe überwiegen können: so werden sie mir doch die Einfalt nicht zutrauen, daß ich mich an den Herrn Magister Sievers würde gewaget haben.

Dieser geschickte Kopf hat schon gewiesen, daß er ein Meister in der feinen Satyre sey. Ich will seines satyrischen Patrioten nicht erwehnen, obgleich diese Blätter alles, was Rom, Griechenland, und alle andere Länder in dieser Schreibart Gutes aufzuweisen haben, weit übertreffen. Nur bitte ich meine Leser, sich der vortrefflichen Ge-

dächtnismünzen zu erinnern, die der Herr Magister Sievers, wiewohl nur in Idea, und mit dem Stempel seines Verstandes, auf den Schwärmer Gerhard geprägt hat.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß der Herr Magister Sievers in dieser kleinen Schrift sich selbst übertroffen habe. Der schäbige Bullenbeißer, auf welchem er den Magister Gerhard, zum Trost aller Rechtgläubigen, einhertragen läßt, hat mir vornehmlich wohl gefallen; und ich kann mich, so oft ich daran gedenke, welches ich dann, zu Anfeuerung meines Eifers wider die Irrgläubigen, alle Wochen wenigstens etliche mal thue, noch nicht enthalten, auszurufen:

*Facete, lepide, laute: nihil supra.*

Ich habe die Apophtegmata der Alten bey dem Plutarchus gelesen: auch bey dem Cicero, Macrobius und andern viele bona dicta (bons mots) und scharfsinnige Einfälle gefunden; aber der Bullenbeißer, der schäbige Bullenbeißer, übertrifft alles, was man in den Schriften der Alten und Neuern schönes in diesem Stücke antrifft. Durch dieses Sinnbild hat der Herr Magister Sievers gewiesen, wie weit sich die

Kräfte des menschlichen Wiges erstrecken, und wüßte ich in dem ganzen Alterthume nichts, das mit selbigem einigermaßen in Vergleichung zu ziehen sey, als die scharfsinnigen Worte des Thraso beim Terentius:

Eone ferox es, quia habes imperium in belluas? \*)

Weil ich weiß, daß es Leute giebt, welche meinen, der Herr Magister Sievers habe mit diesen Gedächtnismünzen den armen Gerhard zu hart angegriffen: so ergreife ich hier mit vielem Vergnügen die Gelegenheit, den Herrn Magister wider solche unbesonnene Richter zu vertheidigen, und sage ihnen ohne Scheu, daß sie einfältige Tröpfe, wo nicht gar heimliche Reger und Indifferentisten sind. Denn entweder sie wissen nicht, daß gegen einen Feind alles erlaubt ist: *Hosti in hostem omnia licent*; und daß man den Feinden der Kirchen auch, wenn man Lust hat, fluchen kann; oder sie halten auch den Schwärmer Gerhard höher, als es sich gebühret. Und was hat dann endlich der Herr Magister Sievers dem Gerhard vor Grobheit bewiesen? Ist es nicht höflich

---

\*) Terent. in Eunuch. Act. III. Sc. 1.

genug, daß er ihn auf den Bullenbeißer gesetzt hat, und reiten läßt? Hätte er ihn doch eben so leicht auf allen viere kriechen, und von dem Bullenbeißer weidlich können zersäusen lassen.

Ich schäme mich, in einer so klaren Sache mehr Worte zu verschwenden. Ich lehre wieder zu meinem Zweck, und frage einen jeden Unparteiischen: Ob es wohl glaublich sey, daß ich, da mir die spizige Feder des Herrn Magister Sievers mehr als zu wohl bekannt ist, eine Satyre wider diesen gelehrten Mann habe schreiben wollen? Da er den guten Gerhard, der ihm mein Tage nichts zuwider gethan hatte, in die Backpfanne gelegt hat, um den Teufel einen fetten Braten zuzurichten: so würde das wenigste, das ich hätte befürchten können, dieses gewesen seyn, daß er mich in Stücke zerhackt, auf den Roßt gelegt, und dem Beelzebub als eine Carbonnade würde vorgesetzt haben.

Ein Mann, der mit denen, welchen er nicht gewogen ist, so scharf verfähret, kann auch den Kühnsten abschrecken, sich an ihm zu reiben? Ich bin von Natur furchtsam, und soll doch wider den Herrn Magister Sievers eine Satyre geschrieben

haben. Dieses, denkt mich, ist etwas, das nicht den geringsten Schein der Wahrheit hat.

Aber was bemühe ich mich viel, durch allerhand Gründe diesen falschen Verdacht von mir abzulehnen? Ubi rerum testimonia adsunt non opus est verbis. Meine Schrift liegt vor jedermanns Augen. Ich biete allen meinen unbilligen Richtern Troß, mir das geringste darinn zu zeigen, welches zur Beschimpfung des Herrn Magister Sievers gereiche. Man lese meine Vorrede, so wird man meine wahre Absicht erfahren.

Mein Zweck ist, meinem Nächsten mit meinem Talent zu dienen, und dem Herrn Magister Sievers nachzuahmen. Wer kann mich desfalls tadeln? Das Siegeszeichen des Miltiades machte dem Themistocles unruhige Nächte, und Cäsar seufzete, als er zu Cadix das Bildniß Alexanders des Großen sah, und bedachte, daß er in einem Alter, da dieser schon die halbe Welt bezwungen, noch nichts gethan hätte. Was ist es dann Wunder, daß ich, der ich unstreitig älter bin, als der Herr Magister Sievers, zu einer gleichen Nachseufzerung angefeuret worden, da ich diesen vor trefflichen Mann an den Ecken aller Buchläden in Effigie hängen gesehen? Ich habe mich dem

nach unterwunden, seinen Fußstapfen zu folgen, und durch allerhand nützliche Schriften mich in den Stand zu setzen, daß ich mich auch einmal mit Ehren in Kupfer stechen lassen, und neben ihm hängen könnte.

Diese Begierde, dem Herrn Magister Sievers nachzuahmen, und demselben, so viel möglich, gleich zu werden, ist einzig und allein hinlänglich, mich bey allen, welche die Billigkeit lieben, ausser Verdacht zu setzen. Man ahmet gewiß keinem nach, den man nicht für vortreflich hält; und was einer für vortreflich hält, das wird er nimmer lächerlich zu machen suchen. Woher kommt es dann, daß man mir eine so alberne Aufführung beymisst?

Ich sollte nicht meinen, daß es daher rühre, weil ich meine Schrift unter einem falschen Namen herausgegeben habe. Ich habe darinn viele vortrefliche Männer zu Vorgängern; und kluge Leute pflegen eine Schrift nach ihrem Inhalte, und nicht nach dem vorgesetzten Namen zu beurtheilen. Damit ich aber meinen Uebelwollenden das Maas voll mache, will ich ihnen, aus Höflichkeit, auch die Ursachen von diesem meinen Verfahren kürzlich melden. Die Anmerkungen über

die Geschichte von der Zerstörung der Stadt Jerusalem sind meine erste Schrift. Eine Behutsamkeit, die allen angehenden Scribenten natürlich ist, bewog mich demnach, meinen wahren Namen zu verschweigen; um mit desto mehrerer Sicherheit, und weniger Gefahr zu vernehmen, was kluge Leute von meiner Arbeit urtheilen würden. Man hat meine Schrift gelesen: Man hat sie beurtheilet, und die Urtheile sind so ausgefallen, daß ich weiter keine Ursache habe, mich zu verbergen, ja fast gezwungen bin, mich kund zu geben. Denn da man einestheils meine Schrift gelobet, und einhällig gesaget hat, daß ich dem Herrn Magister Sievers glücklich nachgeahmet habe: so kann ich, ohne Gefahr einiger Schande, sagen, wer ich bin. Indem man aber anderntheils mir Schuld giebt, daß ich den Herrn Magister Sievers durch meine Nachahmung beschimpfen wollen: so bin ich genöthiget, mich zu melden, und dieser Beschuldigung zu widersprechen. Ich finde in diesem Verfahren nichts, als Unschuld. Nachdem ich also auch diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt, und gewiesen habe, daß ich nicht gefährlicher Weise einen falschen Namen angenommen: so fahre ich weiter

fort, und frage diejenigen, die, ungeachtet ich in der Vorrede meiner Schrift meine Absicht aufrichtig und deutlich entdeckt habe, mir dennoch den strafbaren Vorsatz beylegen, daß ich den Herrn Magister Sievers habe lächerlich machen wollen, was sie auf solche Gedanken gebracht hat? Glauben sie etwan meinen Worten nicht? Ich sollte es fast denken. Aber was bewegt sie denn zu diesem Mißtrauen? Bin ich denn für einen Lügner bekannt? Können meine Leser klagen, daß ich sie schon eher betrogen habe? Ich glaube es nicht: Denn ich habe ja sonst noch niemalsen etwas drucken lassen. Ich kann also nicht ergründen, warum man so unglaublich ist. Will man dem unbilligen Verdacht, den man wider mich hat, einigen Schein geben: so muß man entweder voraus setzen, daß ich des Herrn Magister Sievers Feind bin, und daß folglich eine so grosse Hochachtung gegen denselben, als ich vorgebe, nicht von mir zu vermuthen sey; oder man muß auch weisen, daß in meiner Schrift Dinge enthalten sind, die mit der vorgegebenen Absicht derselben streiten. Beides aber ist unerweislich. Ich habe die Zeit meines Lebens mit dem Herrn Magister Sievers keinen Streit gehabt; und daß ich

in meiner Schrift meinen vorgegebenen Absichten sollte entgegen gehandelt haben, das läuft wider den Augenschein.

Ich habe dem Herrn Magister Sievers nachahmen wollen; und alle Welt sagt, ich habe es glücklich gethan. Ich bezeuge eine Hochachtung gegen den Herrn Magister Sievers; und darum ist meine ganze Schrift voll von seinem Lobe. Ich bewundere darinn seine Verdienste. Ich rette seine Ehre wider diejenigen, die seiner spotten. Wer dieses nicht siehet, der muß blind seyn.

Warum aber will man dann meinen Worten nicht trauen? Warum spricht man, ich suche den Herrn Magister Sievers zu beschimpfen? Es ist diese Einbildung so lächerlich und so offenbar irrig, daß ich mich fast entsehe, dieselbe weitläufig zu widerlegen, und von Herzen bedaure, daß so viele weise und ehrwürdige Männer derselben Platz gegeben haben. Sie streitet augenscheinlich wider den ersten Grundsatz aller menschlichen Erkenntniß, nach welchem das, was einen Widerspruch in sich fasset, nicht wahr seyn kann. Ich wüßte nicht, was einander mehr entgegen seyn könnte, als Lob und Beschimpfung. Jenes ist eine Bewunderung und Ausbreitung der Vollkommens

heit unsers Nächsten; diese ist eine Aufdeckung seiner Mängel. So wenig nun Vollkommenheit und Mangel bey einander stehen können: so wenig ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der eines andern Vollkommenheiten bewundernd ausbreitet, die Absicht haben sollte, eben durch diese Ausbreitung dessen Mängel aufzudecken.

Ich sehe vorher, daß viele, die nicht gerne ohne Ursache gelacht haben wollen, diesen meinen unumstößlichen Beweis, weil er ihrem Vergnügen entgegen ist, anfechten werden. Sie werden sagen: es sey bekannt, daß man durch ein verstelltes Lob einen aufs allerempfindlichste beschimpfen könne; und sey dieses eben das schlimmste an meiner Schrift, daß ich mich gestellt hätte, als suche ich den Herrn Magister Sievers zu loben, da doch in der That meine Absicht sey, ihn durch meine Lobeserhebungen lächerlich zu machen. Dieses ist ihre einzige Ausflucht. Darauf bestehen sie, und haben dadurch manches gutes Gemüth auf ihre Seite gebracht. Ich erschrecke aber vor diesem Einwurfe gar nicht, wie groß sie sich auch damit wissen; sondern antworte darauf mit der Freymüthigkeit, die ein gutes Gewissen giebet, in aller Kürze folgendes: 1) Daß es ein sehr lahe

mer Schluß ist, wenn man daher, daß etwas geschehen kann, folgern will, es sey wirklich geschehen: A posse ad esse non valet consequentia; und daß es 2) eine grosse Verwegenheit sey, wenn man sich zu einem Herzensklünder aufwirft, und sich von den innersten Gedanken seines Nächsten zu urtheilen unterfängt.

Dieses kann zur Abfertigung derer, die mir diesen Einwurf machen, genug seyn. Ich bleibe dabey, daß ich, wie es der Augenschein giebt, den Herrn Magister Sievers nicht geschimpfet, sondern gelobet habe. Ich verlange mit Recht, daß man glaube, daß dieses im Ernst von mir geschehen sey, und daß man meine Worte verstehe, wie sie lauten. Wer diese Forderung für unbillig hält, der giebt gar zu deutlich zu erkennen, daß er selbst die Billigkeit nicht liebt, und verdienet nicht, daß man sich weiter Mühe gebe, ihn zu bessern Gedanken zu bringen. Ich werde mich auch wenig bekümmern, ob diejenigen, die bishero von meinen Absichten so ungleich geurtheilet haben, nach diesem von ihrer ungegründeten Meinung absterben werden, oder nicht. Ich habe meine Unschuld gründlich dargethan, und werde zufrieden seyn, wenn nur der Herr Magister Sievers seinen

wider mich gefästen Zorn fahren läßt. Um dieses von ihm zu erhalten, nehme ich mir die Freiheit ihn allhier insbesondere anzureden.

Ich bitte ihn demnach, zu erwegen, daß ich in meiner ganzen Schrift nichts gethan habe, als daß ich ihn, nach Verdienst, gelobet. Meine Worte sind so klar, daß er dieses selbst nicht wird leugnen können. Er weiß, daß man, ohne dringende Noth, von den klaren Worten eines Schribenten nicht abweichen müsse. Diese Regel ist gründlich, daß auch unsere Gottesgelehrten dieselbe in Erklärung heiliger Schrift zum Grunde legen. Der Herr Magister Sievers weiß dieses so gut, als jemand in der Welt. Warum weicht er dann von meinen klaren Worten ab? Warum sucht er, mit Verwerfung des buchstäblichen Verstandes, einen geheimen Sinn?

Ich denke nicht, daß er sagen werde, es sey eine dringende Noth vorhanden, die ihn zwingt, dieses zu thun. Denn diese Antwort würde ihm gar nicht rühmlich seyn. Die einzige Ursache, warum man eine Schrift, in welcher jemand gelobet wird, für satyrisch hält, ist, wenn derjenige, der gelobet wird, von den guten Eigenschaften, wesfalls man ihn lobet, nichts, oder wohl gar

das Gegentheil an sich hat. Wenn ich demnach z. E. den Herrn Professor Philippt in Halle als einen grossen Redner und Poeten, und den Professor Girard wegen seiner Keuschheit gelobet hätte: so würde man mir nicht Unrecht thun, wenn man sagte, ich habe spotten wollen. Aber da ich an dem Herrn Magister Sievers nichts, als solche Tugenden, lobe, die er alle in einem hohen Grade besizet: so hätte ich vermuthet, man würde eher sagen, mein Lob sey für seine Verdienste noch zu geringe, als mich für einen Spötter halten. Gewiß diejenigen, welche dieses thun, müssen des Herrn Magister Sievers Freunde nicht seyn. So nachtheilig ihr Urtheil mir ist, so schimpflich ist es dem Herrn Magister. Denn der Satz, den sie zum Grunde desselben legen, muß nothwendig dieser seyn: Daß es unglaublich sey, daß einer den Herrn Magister Sievers im Ernst loben könne, weil er nichts lobenswürdiges an sich habe. Ich gebe dem Herrn Magister zu bedenken, ob sein ärgster Feind wohl was schlimmers von ihm sagen könne? Er mag selber urtheilen, ob er Ursache habe, auf mich, der ich ihn lobe, zu zürnen; oder auf diejenigen, welche sagen, das Lob, das ich ihm belege, komme ihm nicht zu. Mich

deucht, es ist offenbar, daß nicht ich, sondern diese lezten, ihn beschimpfen. Ich kann mich daher nicht genug wundern, wie der Herr Magister Sievers diesen Leuten Beyfall geben, und sich einbilden können, ich spotte seiner. Ihm, als einem Weltweisen, der es unstreitig in der Erkenntniß sein selbst hoch gebracht hat, muß die Größe seiner Verdienste am besten bekannt seyn. Wie kann er also glauben, daß man seiner spotte, wenn man ihn lobt? Durch einen solchen Verdacht beleidiget er sich selbst.

Ich habe Ursache zu vermuthen, daß der Herr Magister Sievers, nach der ihm beywohnenden Scharfsinnigkeit, die Wahrheit dessen, was ich hier schreibe, einigermaßen erkenne. Denn ob man mir gleich anfangs gesagt hat, er sey so sehr auf den X. Y. Z. erbittert, daß er gegen ihn schreiben wolle: so ist dieses doch noch zur Zeit nicht geschehen. Ich glaube, er hat begriffen, daß er es nicht mit Ehren thun könne. Einen Menschen widerlegen, der uns lobet, heißt sich selbst schelten. Ich habe gesagt, der Herr Magister Sievers sey ein vortrefflicher Mann, ein wackerer Mann; er sey scharfsinnig; seine Anmerkungen über die Pa-

sion würden gelobt u. s. w. Was hätte er mit Vernunft dawider sagen können, wo er nicht, zu seinem schlechten Ruhm, hätte behaupten wollen, er sey nichts weniger als ein vortrefflicher, wackerer und scharfsinniger Mann, und seine Anmerkungen würden von jedermann getadelt? Uebrigem sind meine Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstörung der Stadt Jerusalem an sich so beschaffen, daß er sie überhaupt nicht für läppisch ausgeben können, ohne seine eigene Arbeit zu schimpfen, weil sie derselben in allem ähnlich; und die darinn von mir vorgetragenen Wahrheiten insonderheit zu widerlegen, ist ebenfalls unmöglich. Ich möchte den sehen, der mir leugnen wollte, daß alle Menschen von Weibern gebohren werden; daß oft auf Niedersächsisch *Wal en* heißt; daß die Jahreszeiten vor diesem eben so auf einander gefolget, als igo, u. s. w. Dieses sind Wahrheiten, die eben so unstreitig sind, als diejenigen, welche wir in den Anmerkungen des Herrn Magisters lesen, wenn er z. E. behauptet, daß die Juden bey Nacht Licht angezündet haben, um im Dunkeln desto besser zu sehen; daß ein Füllen auf Niedersächsisch *Wal en*, und *Swilling Zweyecke* heißt, u. s. w.

Es hat demnach der Herr Magister Sievers sehr wohl gethan, daß er nicht wider mich geschrieben. Leute, die so schreiben, als wir, die sind unwiderleglich. Und ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich diese Art der Passauischen Kunst von dem Herrn Magister gelernet habe. Ich danke ihm dafür, daß er mir durch sein Beyspiel zur Erkenntniß dieses bisher verborgenen Geheimnisses Anleitung geben wollen. Ich würde ihm aber noch mehr verbunden seyn, wenn er belieben wollte, alle die widrigen Gedanken, die er von mir hat, fahren zu lassen. Er kann versichert seyn, daß ich es redlich mit ihm meine, und daß diejenigen, welche vorgeben, ich habe den Herrn Magister lächerlich machen wollen, etwas sagen, daß ihm schimpflich ist.

Ich habe dieses so deutlich dargethan, daß ich hoffe, der Herr Magister werde endlich anders Sinnes werden, und nicht mehr wider mich, sondern wider diejenigen, eifern, die es verdienen. Sollte er aber, über Vermuthen, noch den Ercrupel dabey haben, daß es doch gleichwohl nicht glaublich sey, daß die ganze Stadt so einmüthiglich sagen würde, meine Schrift sey eine Satyre, wenn es nicht wahr wäre: so blüte ich ihn, zu

erwegen, daß die Menge der Irrenden einen falschen Satz nicht wahr mache. *Multiitudo errantium non parit errori patrocinium.* Und überdem habe ich die Ehre, ihm zu sagen, daß es noch in Lübeck so unparteiische Gemüther giebt, die der falschen Einbildung, welche der größte Haufe von meiner Schrift hat, widersprechen.

Ich hatte neulich bey dem Vogelschießen der Klosterkinder die Ehre, eine verständige Matrone aus St. Annen Kloster zu sprechen, die sagte mir: Sie hätten in ihrem Kloster die Schrift des X. Y. Z. etlichemal mit Bedacht durchgelesen; aber niemand von ihnen hätte finden können, daß der Herr Magister Sievers darinn geschimpfet sey. Sie könnte sich also nicht genug wundern, wie der Herr Magister Sievers diese Schrift so übel aufnehmen können, und glaube ganz gewiß, es müßten böse Leute darunter stecken, die dem Herrn Magister Sievers das wohlverdiente Lob, welches der X. Y. Z. ihm beugeleget habe, nicht gönneten.

Ich kann nicht leugnen, daß dieses gegründete Urtheil eines so andächtigen, wiewohl verachteten, Häufleins mich inniglich erquicket hat. Ich scheue mich nicht, dasselbe allen falschen Deutun-

gen, die andere von meiner Schrift gemacht haben, entgegen zu setzen, und bitte den geneigten Leser, dasselbe nicht aus der Acht zu lassen. Man darf nicht meinen, die Leute in St. Annen Kloster hätten die verborgene Absicht meiner Schrift, wegen ihrer Einfalt, nicht einsehen können. Wer so denkt, der kennet diese Leute nicht. Seit dem der Herr Magister Sievers ihnen das Evangelium geprediget hat, weichen sie an Wissenschaft in der Theologie und Kirchenhistorie, und an Geschicklichkeit, von einem Buche zu urtheilen, dem Gelehrtesten nicht. Dieser gelehrte Mann läßt sich die Mühe nicht verdrießen, diese ehrbare Versammlung in das Innerste der Theologie zu führen. Er ertheilet ihr Nachricht von allerhand alten und neuen theologischen Büchern; er unterrichtet sie in den neuern Religionsstreitigkeiten, und läßt sogar die alten Keger, welches in diesen indifferentistischen und laulichten Zeiten was rares ist, nicht in der Erde ruhen.

Der Saame, den er austreuet, fällt auf ein gutes Land. Man redet nunmehr in St. Annen Kloster nicht mehr von Kleinigkeiten und gemeinen Dingen. Man spricht von Gnosticismis, Valentinianern, Manichäern, Marcioniten, Donauisten,

Novatianern, Sabellianern, Photinianern, Arrianern, Nestorianern, von den tribus Capitulis, von Theodorus Mopsvestenus, von Aphtardoceten, Patripassianern, Monotheliten, Eutichianern, Priscillianisten, Rosenkreuzern, Wiedertäufern, Quäkern, und, mit einem Worte, von allen alten und neuen Kegern. Man stellt sich vor, wie artig es wohl gelassen habe, als Simon der Zauberer den Hals gebrochen, und eine alte Badstube dem Cerinthus über den Kopf eingefallen sey, und also die Kirche von diesem Buben befreuet habe. Man schilt den Grotius, eifert wider Thomastius, flucht Gerhard und Dippeln, und läßt keinem Schwärmer für einen Heller Ehre. So groß ist die Einsicht und der Eifer dieser andächtigen Personen: und das ist kein Wunder; denn der Herr Magister Sievers predigt gewaltig.

Die Frau, mit welcher ich redete, versicherte mich, daß sie öfters, wann sie aus des Herrn Magister Sievers Predigten läme, wider Dippeln insonderheit so erbittert wäre, daß sie oft wünsche, den Buben vor sich zu haben, um ihm die Augen auszukragen. Sie sagte mir ferner, daß dergleichen Gemühtsbewegungen in den Zuhörern des Herrn Magister Sievers nichts seltenes wären.

Sehen sie wohl, mein Herr, sprach sie, den Mann mit dem blauen Auge? Und indem sie dieses sagte, wies sie mir einen wohlgekleideten Bürger, der unter dem Haufen stand. Dieser Mann, fuhr sie fort, hat eine Frau, die des Herrn Magister Sievers Predigten, die er zu St. Annen hält, fleißig besucht, und aus selbigen einen so grossen Haß gegen die Keger, insonderheit gegen Dippeln, geschöpft, daß sie, wo sie gehet und stehet, auf ihn flucht. Weil sie nun beständig mit so christlichen Gedanken umgeht: so muß es ihr neulich im Traume vorkommen, als zankte sie sich mit Dippeln; sie fängt also im Schlafe mit greßlicher Stimme an zu schreien: O du schädlicher Anflat der höllischen Schmeißfliegen! schlägt um sich, und trifft ihren Mann auf das rechte Auge, daß es ihm braun und blau geworden ist.

Ich gebe einem jeden zu bedenken: Ob Leute, die das Glück haben, des Unterrichts eines Mannes zu genießen, dessen Predigten so erstaunende Dinge wirken, und die in ihrem Glauben so wohl gegründet, und von den Rechten der Gläubigen wider die Keger so wohl unterrichtet sind, nicht Fähigkeit genug besitzen, von einer so schlechten

Schrift, als die meinige ist, zu urtheilen? und ob ich also nicht Ursache habe, mich auf sie zu berufen? Der Herr Magister Sievers kann das Urtheil der frommen und scharfsinnigen Matronen aus St. Annen Kloster um so viel weniger verwerfen, weil er zuerst seine Zuflucht zu diesen andächtigen Personen genommen, und ihnen seine Noth geklaget hat. Er muß also ihnen eine Fähigkeit zutrauen, von der Beleidigung, die ich ihm, seiner Meinung nach, zugesüget habe, zu urtheilen.

Ich sage nicht, daß er hieran übel gethan hat; aber ich möchte wünschen, daß er seine Klage in St. Annen Kloster mit einer größeren Gelassenheit, als vielleicht geschehen seyn mag, angebracht hätte. Ich mache diese Sache ungerne wieder rege, und wollte was darum geben, daß es in meiner Macht stünde, den Fehler, den der Herr Magister Sievers in diesem Stücke begangen hat, gänzlich aus dem Gedächtnisse der Menschen zu reißen. Ich schreibe mit Verdruß davon. *Quam vellem nescire literas!* Aber ich kann unmöglich das verhehlen, was *coram facie Ecclesiae* und in einer grossen Versammlung geschehen ist; und die Christliche sowohl, als die beson-

dere Liebe, womit ich dem Herrn Magister zuge-  
 than bin, treibt mich an, ihm mit aller Ehrerbie-  
 tung, die ich ihm schuldig bin, zu sagen, daß er  
 sehr übel gethan habe, zu St. Annen, auf öffent-  
 licher Canzel, mich, den Drucker meiner Schrift,  
 den Verkäufer derselben, und alle, die sie gelesen,  
 zu verfluchen, und in den Abgrund der Hölle zu  
 verdammen. Wenn ich Lust zu spotten hätte: so  
 könnte ich wahrlich keine bessere Gelegenheit, als  
 diese, wünschen. Ich könnte seine Klugheit loben,  
 daß er seinen Eifer wider' mich an einem Orte  
 ausgeschüttet, wohin ich niemalsen komme, und  
 woselbst ich ihm, wenn ich gleich zugegen gewes-  
 sen wäre, doch nicht antworten dürfen. Ich könn-  
 te sagen: Er habe versuchen wollen, ob ihm das  
 Anathema Maharam Motha leichter auszu-  
 sprechen sey, als die hebräische Ueberschrift des  
 Kreuzes Christi. Ich könnte sprechen: Er habe  
 durch sein Fluchen gewiesen, daß er ein guter-  
 Hacke werden würde, und aus keiner andern Ur-  
 sache wider den X. Y. Z. einige Luststreiche ge-  
 than, als um zu sehen, ob er eben so geschickt sey,  
 den Hammer des Gesetzes gegen die Sünder zu  
 gebrauchen, als das Schwerdt des Geistes wider  
 die Ketzer zu führen. Ich könnte allerhand lä-

herliche Unglücksfälle erzählten, die mir begegnet, seit der Zeit ich unter seinem Fluche gestanden; und wenn ich der Mann wäre, wofür er mich hält, so thäte ich es. Allein ich bin ein Feind von solchen Thorheiten, und will mir die Freiheit nehmen, dem Herrn Magister seine Ueber-eilung im Ernste vorzustellen. Ich werde dieses, obgleich der Schimpf, den er mir angethan hat, weit grösser ist, als die Schmach, die er, seiner Meinung nach, von mir erlitten hat, seyn würde, und wenn er sich gleich in seiner Meinung nicht betröge, mit der Sanftmuth und Bescheidenheit thun, daß er zugleich aus meinen gegründeten Vorstellungen Nutzen schöpfen, und sich aus meinem Exempel, wo es ihm beliebt, wird erbauen können.

Ich bitte ihm demnach, zu bedenken: Ob er nicht, als ein Christ, zur Geduld in allem Leiden, und, als ein Geistlicher, andern mit einem guten Exempel vorzuleuchten, verbunden sey? Er weiß, daß man auch seine Feinde lieben, und die, welche uns fluchen, segnen müsse, und seine Zuhörer wußten es auch. Wie meinet er dann wohl, daß sie sich über seine Hestigkeit und über sein unartiges fluchen geärgert haben?

. . . tantae . . . ne animis coelestibus irae?

haben sie unstreitig, wie wohl nur auf Deutsch, gedacht: Ja sie würden sich darüber geärgert haben, und wenn auch die Beleidigung, die ihn so sehr außer sich gesetzt hat, noch grösser wäre, als er sie sich, wie wohl ohne allen Grund einbildet.

Wir wollen den Fall setzen, ich hätte die Bosheit gehabt, zu schreiben: „Der Herr Magister Sievers, der sich vor grosser Begierde, berühmt zu seyn, nicht zu lassen weiß,

. . . et calet uno

Scribendi studio . . . \*).

hat die Vassion mit Anmerkungen herausgegeben. Diese Anmerkungen sind im höchsten Grade albern. Um dieses recht lebhaft vorzustellen, will ich die Historie von der Zerstörung der Stadt Jerusalem mit eben so läppischen Anmerkungen erläutern, und zugleich dem Herrn Magister Sievers wohlmeinentlich gerathen haben, sich hinführo des Bücherschreibens zu enthalten, und sich erst in den Wissenschaften, die einem Menschen der sich

---

\*) Horat. Lib. II. Ep. I.

mit Ehren in der gelehrten Welt sehen lassen will, nöthig sind, noch einige Jahre umzusehen," u. s. w.

Wir wollen, sage ich, den Fall setzen, ich hätte so geschrieben: so würde doch der Herr Magister Sievers, wie plump auch das Compliment gewesen wäre, und wie sehr ich auch der Wahrheit sowohl, als dem Herrn Magister dadurch zu nahe getreten hätte, nicht christlich gehandelt haben, wenn er mich desfalls auf der Kanzel hätte verfluchen wollen. Es wären dieses kleine Händel zwischen uns beiden gewesen, um welche sich kein Mensch in der Welt, am wenigsten die Leute in St. Annen Kloster, zu bekümmern gehabt hätten, und die gar nicht auf die Kanzel gehören. Ja es würde dem Herrn Magister gar nicht erlaubt gewesen seyn, einen so heiligen Ort mit solchen Kleinigkeiten zu entweihen, und wenn er gleich schon ein berufener und verordneter Diener des Worts wäre. Auch ein ordentlicher Prediger ist nicht befugt, seine eigenen Händel auf die Kanzel zu bringen. Thut er es, so klopft man ihm in allen wohl eingerichteten Staaten auf die Finger. Was meint also der Herr Magister Sievers wohl, daß er vor einen Verweis würde zu gewarten ge-

habt haben, wenn diejenigen, welche ihm denselben zu geben berechtigt sind, seinen Fehler nicht gütig übersehen hätten; theils weil er denselben zu einer Zeit begangen hat, da er nicht bey sich selbst war: *Ira furor brevis est*; theils weil sie wußten, daß man einen Betrübten nicht noch mehr betrüben mußte? Ich habe mich nicht entbrechen können, durch diese ehrerbietige und glimpfliche Vorstellung dem Herrn Magister Sievers zu zeigen, wie sehr er sich vergangen hat. Er kann glauben, daß es mir in der That sauer angekommen ist, einen Mann, der so viel Gutes an sich hat, und den ich, seiner Vortrefflichkeit wegen, so hoch schätze, einer Uebereilung zu beschuldigen. Ich befürchte so wenig, daß er die Erinnerung, die ich ihm aus gutem Herzen gebe, übel aufnehmen werde; daß ich vielmehr mir die Hoffnung mache, es werde die Freymüthigkeit, mit welcher ich ihn bestrafe, ihm den ungegründeten Verdacht, als ob ich ihm durch ein hämisches und gezwungenes Lob zu schaden gesucht hätte, gänzlich benehmen. Die Aufrichtigkeit, die ich hier beweise, ist so groß, daß sie mich hoffentlich nicht nur in dem Gemüthe des Herrn Magister Sievers recht:

fertigen, sondern auch andere bewegen wird, von meinen Absichten milder zu urtheilen.

Die gewisse Rechnung, die ich mir darauf mache, macht mich so kühne, daß ich meinen Namen, nach welchem so viel Fragens gewesen ist, und den der Herr Magister Sievers insonderheit so sehnlich zu wissen verlangt hat, ungeschweht nenne; doch nur auf eine Art, daß es den meisten schwer fallen wird, ihn zu errathen. Man sage nicht, daß ich daran ungeschickt handele. Man würde dazu berechtigt seyn, wenn ich mit jemand anders, als mit dem Herrn Magister Sievers, zu thun hätte. Einem Manne, der seinen Talmud so fertig als seinen Abendsegen, liest, entdecke ich mich deutlich genug: der wird einen deutschen Namen leicht ohne Puncte lesen können. Der Herr Magister Sievers siehet also ohne Mühe, wer ich bin, und wie ich heiße. Ich weiß wohl, der Herr Magister Sievers hat sich verlauten lassen, er wolle, wenn er nur wüßte, wer ich wäre, mich dergestalt abwürzen, daß ich bereuen sollte, mit ihm angebunden zu haben: Aber diese Drohung macht mir keinen Kummer. Ich habe die Unschuld meiner Absichten so deutlich dargethan, daß ich von der Billigkeit des Herrn Magisters

hoffen kann, er werde mich wieder zu Gnaden annehmen, und seinen Eifer wider diejenigen lehren, deren unbesonnenes Urtheil von meiner Schrift ihn anfangs wider mich in Harnisch gesetzt. Wir sind Freunde. Valeant qui inter nos dissidium volunt.

Sollte ich mich aber in meiner Hoffnung betrogen sehen: so werde ich zwar nicht wieder auf die verzweifeltsten Gedanken verfallen, ein Medicus zu werden; denn ich hoffe, daß meine Unschuld wenigstens meinen Gönnern in die Augen leuchten wird; doch will ich es auf den Fall hiemit verredet haben, jemalen wieder etwas drucken zu lassen. Ich müßte nicht klug seyn, wenn ich mich ferner in Gefahr setzen wollte, von jedermann aufs unbarmherzigste gerichtet zu werden. Ich merke wohl, daß es mit solchen Leuten, als der Herr Magister Sievers und ich, nicht anders beschaffen ist, als mit den Invaliden. Die thun noch gute Dienste in Festungen; aber ins Feld kommen sie nicht. Uns läßt es wahrlich auch nicht besser, als wenn wir bis am Gürtel wenigstens, bedeckt stehen. Hinter einer Brustwehr, und sollte sie auch nur von Holz seyn, thun wir Thaten. Wagen wir uns ins freye Feld, so sind wir ver-

lohren. Wir haben es, deucht mich, beyde erfahren: Noch habe ich es einmal versuchen wollen. Gehts mir diesmal nicht gut: so will ich hinfort in meinem Elemente bleiben, und alle meine Weisheit auf der Canzel austramen.

„C'est là que bien ou mal on a droit de tout dire“.

Wie manchnal habe ich nicht Sachen auf der Canzel vorgebracht, die gewiß nicht klüger gewesen sind, als meine Anmerkungen, an welchen jeder zum Ritter werden will, und es hat kein Hund oder Hahn darnach gekrähet? Ich mag schwagen, was ich will, man hört mir andächtig zu; man seufzt; man weint nach Gelegenheit, und wann die Predigt aus ist, so lobt man mich. Das macht die anständigen Gebärden, und der Ton der Stimme giebt unsern Worten, wann wir auf der Canzel stehen, eine Annehmlichkeit, die ihnen fehlt, wenn sie zu Papier gebracht sind, und der Ort, an welchem wir reden, samt unserer Kleidung, wirket in den Gemüthern unserer Zuhörer eine Ehrerbietung, die sie antreibt, alles, was wir sagen, für gut zu halten, und welche sie nicht

---

\*) Boileau Sat. 1.

haben, wenn sie uns nicht vor sich sehen, sondern nur unsere Schriften lesen. Un predicateur, sagt der *P. Malebranche dans sa recherche de la verite T. I. Liv. I. Ch 18.* a raison dans tout ce qu'il avance, et il n'y a pas jusqu'à son colet, et à ses manchettes qui ne prouve quelque chose. Ich will also bey meinem Leisten bleiben. Ich will predigen, und das Bücherschreiben andern überlassen. Es wäre was gutes, wenn der Herr Magister Sievers einen gleichen Entschluß fassen wollte. Er könnte dadurch vieler Verdrießlichkeiten überhoben seyn. Ich gestehe, die gelehrte Welt würde an uns beiden viel verlehren; aber wer kann ihr helfen? Sie würde es ihr selbst zu danken haben. Denn warum begegnet sie uns nicht besser?

Nun muß ich noch, ehe ich schiesse, ein Wort im Vertrauen mit derjenigen Art meiner Tadler reden, die sich, ohne von meinen Absichten zu urtheilen, einige Fehler in meiner Schrift zu entdecken einbildet. In dieser Classe setze ich diejenigen oben an, die sich daran ärgern, daß ich in meiner Vorrede geschrieben: Geschicht das am grünen Holze, was will am dürrn werden? und

in der Entschuldigung an den Leser gesagt habe: Niemand verachte meine Jugend.

Sie bilden sich ein, dieses sey ein unverantwortlicher Mißbrauch der heiligen Schrift. Ich gestehe, diese Censur hat mich sehr befremdet, und ich weiß fast nicht, was ich darauf antworten soll. Kaum kann ich mir einbilden, daß es Ernst damit sey. Denn es ist schwer zu begreifen, wie Kluge Leute ihre Gottseligkeit so gar hoch treiben können. Wenn ich also arg wollte: so könnte ich die Herren, die sich so gar ohne Ursach an meiner Schrift geärgert haben, ziemlich lächerlich machen. Aber auch bey dieser Gelegenheit zu zeigen, wie wenig ich zum spotten geneigt sey: so will ich ihnen ihre Scrupel mit aller Sanftmuth zu benehmen suchen, und ernsthaft mit ihnen reden.

Es verdienet auch überdem ihr zärtliches Gerwissen mehr ein Mitleiden, als daß man darüber lache. Ich bedaure sie von Grund meiner Seelen. Sie setzen sich durch ihre gar zu grosse Heiligkeit in den Stand, daß sie, ohne Gefahr zu sündigen, nicht einmal Essen und Trinken fordern können. Magt sie der Durst, so dürfen sie nicht sagen, daß sie dürste. Und wann sie auf Reisen in ein Wirthshaus kommen, ist es ihnen nicht erlaubt zu fra-

gen: Habt ihr nichts zu essen? Leute, mit denen es so beschaffen ist, die sind vor andern eines liebe- reichen Unterrichts würdig; und ich mache mir ein Gewissen, sie auszuhöhnen.

Ich bitte sie demnach zu bedenken, daß dasjenige, was ich vom grünen Holze gesagt habe, ein Sprichwort sey. Unser Heyland hat sich desselben bedienet, das weiß ich wohl: Aber ich sollte nicht meinen, daß dadurch die Natur dieses Sprichworts geändert sey, und das menschliche Geschlecht etwas von seinem Recht auf dasselbige verlohren habe. Ich glaube also nicht, daß es eine Sünde sey, sich desselben zu bedienen, und das um so viel weniger, weil auch die andächt- stigsten alten Weiber sich kein Gewissen darüber machen.

Was das anlanget, daß ich gesagt habe: Nie- mand verachte meine Jugend: so möchte ich wohl von den gewissenhaften Personen, die mir dieses zur Sünde deuten, belehret seyn, wie ein Mensch, der sagen will, man solle ihn seiner Jugend we- gen nicht verachten, seine Worte ordnen müsse, wenn er sich nicht versündigen will. Ich vor meine Person wußte es nicht kürzer und deutlicher auszudrücken, und kann nicht davor, daß Luther eine  
eine

eine gewisse Stelle in den Briefen Pauli eben so übersezt hat. Ich halte es für eine gar zu grosse Beschwerlichkeit, allezeit, wenn man etwas reden oder schreiben will, die Nase in der Concordanz zu haben, um zu sehen, ob die Redensarten, der man sich bedienen will, auch in der Bibel stehen. Meine heiligen Richter müssen dieses thun, falls man nicht muhtmaßen soll, daß es mit ihrem engen Gewissen nicht viel zu bedeuten habe. Ich beklage sie desfalls und gehe weiter. Doch muß ich noch demjenigen - - - hiatus in MSt. - - - Ich habe in meinen Anmerkungen S. 26. gemuhtmaßt, Jesus Anani sey; weil er eines gemeinen Mannes Sohn gewesen, zu Faxe nach Jerusalem gegangen: diese Muhtmaßung will einem gelehrten und berühmten Manne in Sachsen nicht gefallen. Er hat mir die Ehre gethan, desfalls an mich zu schreiben, und die Höflichkeit, mit welcher er meine Meinung bestreitet, verdienet, daß ich sie öffentlich lobe. Ich war willens, seinen Brief, weil er viele besondre Anmerkungen in sich faßt, hier ganz einzurücken; aber da derselbe durch und durch mit Lobeserhebungen, der ich mich ganz unwürdig schätze, angefüllt ist: so hat es mit meine Demuht nicht zulassen wollen. Meine

Leser werden zufrieden seyn, wann ich ihnen sage,  
 daß der gelehrte Mann behauptet, Jesus Anani  
 sey nicht zu Fuße nach Jerusalem gegangen, son-  
 dern er habe dem Postknecht ein Trinkgeld gege-  
 ben und sich vor dem Thor auf die Post gesetzt.  
 Folglich sey er nach Jerusalem gefahren. Ob ich  
 nun gleich vieles wider die Zeugnisse der Scri-  
 benten, aus welchen er dieses zu beweisen suchet,  
 einzuwenden hätte: so will ich mich doch lieber  
 bemühen, unsere Meinungen zu vergleichen, als  
 mit einem so vortrefflichen Manne über eine Sa-  
 che von so weniger Wichtigkeit zanken. Wir ha-  
 ben, deucht mich, beyde recht. Jesus Anani hat  
 sich unterwegs auf die Post gesetzt, und, so  
 lange er auf der Post gesessen, ist er nicht gegan-  
 gen. So weit hat mein Gegner Recht. Aber ich  
 glaube, dieser geschickte Mann wird mir auch nicht  
 streiten, daß Jesus Anani vor dem Thor zu Je-  
 rusalem absteigen müssen. Denn dieses müssen sich  
 alle diejenigen gefallen lassen, die der Postknecht  
 für ein Trinkgeld aufnimmt. Und auf solche Art  
 wäre dieser Streit gehoben.

Ich eile zum Ende, und will dahero dasjenige,  
 was außer diesem noch an meiner Schrift getadelt  
 worden, nur mit ein paar Worten untersuchen.

Einige haben mich desfalls einer Grobheit beschuldigen wollen, daß ich in meinen Anmerkungen gesagt habe, was Rühmift und Unflat auf Niedersächsisch heiße. Die Sittsamkeit dieser gar zu feinen Leute kommt mir eben so wunderbarlich vor, als die übergrosse Heiligkeit derer, die sich einbilden, ich mißbrauche der Schrift; und ich wüßte sie auch an meinem Bruder nicht zu billigen. Sehen sie dann nicht, daß ich nichts mehr thue, als daß ich anführe, was in meinem Codice MSt. steht? Mich deucht nicht, daß es billig ist, mir zuzumuthen, daß ich *salva venia* dabei setzen sollen.

Doch vielleicht ist ein solcher Codex MStus nicht in der Welt. Ich weiß wohl, es giebt Leute, welche vorgeben, ich äße meine Leser, wenn ich meinen Codicem anführe. Aber diese Herren müssen andere Leute nach sich selbst beurtheilen. Ich bin nicht der Mann, der andern etwas vorzulügen fähig ist. Was ich sage, daß kann man glauben. Und wer meinen Worten nicht trauet, der komme zu mir: so will ich ihm meinen Codicem weisen.

Nachdem ich also alle ungleiche Urtheile, die von meiner Schrift gefallen worden, beantwortet

habe: so bitte ich zum Beschlusse meine Leser nochmal, das, was ich geschrieben, wohl zu verherzigen. Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß Unparteiische die Gründlichkeit meiner Verantwortung einsehen, und mir Recht wiederfahren lassen werden. Bin ich so glücklich, so werde ich mich wenig daran lehren, was die Einfeldtigen von mir und meiner Schrift urtheilen. Ich bin zufrieden, wenn nur der Herr Magister Sievers und der klügste Theil dieser Stadt eine gute Meinung von mir haben. Der Rest mag sagen, was ihm beliebt: doch warne ich meine Lasterer zum Beschlusse wohlmeinentlich, es nicht gar zu bunt zu machen. Ich bin von Herzen fromm; aber macht man mich böse, so tauge ich auch nicht viel.

- - - - - at ille,

Qui me commorit (melius non tangere clamo)

Flebit, et insignis tota cantabitur urbe \*).

---

\*) Horatius Lib. II. Sat.

# A n m e r k u n g e n.



---

## I.

### Ueber die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seeligkeit.

Eine bescheldene und wohlgemeinte Epistel an  
den Herrn M. C.

Diese Liscovsche Schrift, eine der frühesten des Verfassers, ist keine persönliche Satyre. Sie umfaßt einen allgemeinen Gegenstand, und hatte daher zu seiner Zeit auch ein allgemeineres Interesse, als vielleicht die meisten seiner übrigen Satyre, worin er nur über die Verirrungen des Geistes einiger Individuen spottet.

Liscov hat in diesem Aufsatz die Absicht gehabt, die Drehungen und Wendungen solcher Personen nachzuahmen, welche an und für sich gute nur von ihnen falsch verstandene Sätze übertrei-

ben. Das er hierin nicht unglücklich gewesen, wird jeder Uneingenommene gern zugestehn.

Jetzt ist freilich der Gegenstand von viel geringerem Interesse, als er im Jahr 1730 seyn mußte. Die Ironie ist wohl eher etwas derb als fein, in welche er hier hinter der Maske eines orthodoxen Magisters Sebastian Zänkers, die Ueberehrtheit und Uebertreibungen belacht, welcher sich in jener Zeit viele protestantischen Religionslehrer im Streite mit Katholiken, Pietisten, Herrnhuter und andern zu Schulden kommen ließen, wenn sie das zünstige Symbol in der Lehre von der Rechtfertigung zu vertheidigen hatten; doch hat ihn der Geist der Satyre an einigen Stellen zu Uebertreibungen verleitet, wodurch man auf den Gedanken kommen kann, daß er den rechten Verstand der Lehre von der Unnützlichkeit der guten Werke selbst nicht völlig ergründet habe. Vorzüglich auffallend ist in dieser Hinsicht was er S. 14. schreibt.

„Ich glaube, daß bis auf die Zeiten des seligen Luthers ein Jeder, der die Schrift gelesen, sich eingebildet habe, Gott verlange von uns, daß wir seine Gebote halten sollen, und setze voraus, daß wir dazu geschickt wären; allein dieser theure Mann hat endlich die Welt aus einem Irrthume ge-

rissen, der vielleicht so alt war, als sie selbst, indem er in seinem Buche de Servo Arbitrio sehr wohl angemerkt, das diejenigen Stellen der heiligen Schrift, da Gott Etwas zu gebieten und zu verbieten scheint, nicht anders, als einen schimpflichen Vorwurf unsers Unvermögens in sich fassen. Nach diesem Begriffe unsers seligen Vaters Luther kann man die Absicht Gottes in Gebung des Gesetzes völlig einsehen, wenn man sich nur vorstellt, was einer sagen will, der einen Lahmen zum Tanz auffordert.“

Wenn auch Luther und andere Theologen in der Heftigkeit des Streits solche ungeschickte Erklärungen und Gleichnisse gebraucht haben; so ist doch die in den öffentlichen Bekenntnißbüchern enthaltene Lehre von guten Werken nicht nur erträglicher; sondern auch vernünftig und schriftmäßig. Luther selbst hat sich häufig deutlich genug erklärt, wie er die Worte verstehe: der Glaube allein macht selig. „Warum? (so fragt er ein; und die Antwort ist:) Er bringet den Geist mit sich, der alle gute Werke mit Lust und Liebe thut, und alle Gottes Gebot erfüllet. — Ist der Baum gut und grün, er schlägt aus, und bringt Früchte und Blätter; die Natur giebt; ich darfs

ihm nicht gebieten, und zu ihm sagen: hörst du Baum trage Äpfel! — Gute Werke machen nicht den Christen; sondern der Christ macht gute Werke, u. s. w. —

Doch Liscov hatte sehr Recht, die groben Besten seiner Zeit scharf zu strafen.

---

## II.

**U**eber die Entstehung der drey satyrischen Aufsätze:

1) Klägliche Geschichte von der jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem; mit kurzen, aber dabey deutlichen und erbaulichen Anmerkungen, nach dem Geschmacke des (S. T.) Herrn M. Heinrich Jacob Sievers, erläutert, als eine Ausgabe zu dessen Anmerkungen über die Passion ans, Licht gestellet von X. Y. Z. Rev. Minist. Cand. Frankfurt und Leipzig 1732.

2) Schreiben des Ritters Elifton an einen gelehrten Samojeden, oder Vitrea fracta, betreffend die seltsamen und nachdenklichen Figuren, welche derselbe den 13. Jan. st. v. 1732. auf einer gefrorenen Fensterscheibe wahrgenommen. Aus dem Englischen ins Deutsche übersezt. Frankfurt und Leipzig, 1732.

3) Der sich selbst entdeckende X. Y. Z. Oder X—c—s H—rm—n B—dm—st—rs, Rev. Minist. Candidati, aufrichtige Anzeige der Ursachen die

ihn bewogen, die Geschichte von der Zerstörung der Stadt Jerusalem mit kurzen Anmerkungen zu erläutern, und diese Anmerkungen unter falschen Namen ans Licht zu stellen, zur Beruhigung und zum Trost des (S. T.) Herrn Magister Sievers, imgleichen zur Rettung der Unschuld seiner Absichten wider allerhand ungleiche Urtheile und Deutungen zum Drucke befördert. Leipzig, 1733. hat sich Piscob selbst ausführlich erklärt. Es ist der beste Commentar zu diesen Schriften.

„Der erste, mit dem ich verfiel,“ schreibt er: „war der Herr Magister Sievers, ein junger Mensch, aus Lübeck gebürtig, woselbst sein Vater Cantor war. Eine gar zu vortheilhafte Einbildung von der Grösse seiner Gaben, die an sich nicht zu verachten waren, hatte in ihm von Jugend auf eine Begierde gewirkt, seinem Nächsten zu dienen, die grösser war, als sein Vermögen. Er ward ganz frühe Meister der freyen Künste, unterrichtete die studirende Jugend zu Klostock, und theilte der Welt in kurzer Zeit eine solche Menge Schriften in gebundener und ungebundener Rede mit, daß er schon in seinem 21sten Jahre im Stande war, eine Sammlung derselben in zween Octavbänden heraus zu geben.“

„Alle diese Schriften waren nicht weit her, und aufs bescheidenste davon zu reden, nichts anders, als ein Mischmasch gemeiner, unreifer, und gutentheils gestohlner Gedanken, die entweder, mit vieler Mühe, in deutsche Reime gezwungen, oder durch ein plattes und barbarisches Küchenlatein noch mehr verstelllet waren.“

„Ich las sie, und lachte darüber, wie viele andere; aber es kam mir nicht in den Sinn, gegen den Herrn Magister Sievers zu schreiben. Ich hielt dieses der Mühe nicht wehr. Und so war ich noch gesinnet, als er im Jahre 1732 die *Pasion* mit Anmerkungen herausgab. Diese Anmerkungen waren so läppisch, daß ich noch nicht begreifen kann, wie der Herr Magister Sievers es wagen mögen, einen so ehrwürdigen Text damit zu schänden. Indessen hätte er es meinethwegen noch ärger machen mögen. Ich bekümmerte mich so wenig um ihn und seine Schriften, daß ich mir nimmer die Mühe würde genommen haben, ihn zu demüthigen, wenn er nicht selbst, auf gewisse Maasse, Gelegenheit dazu gegeben hätte.“

„Seine Anmerkungen über die *Pasion* waren kaum heraus gekommen: so wurden sie in dem hamburgischen Correspondenten recensirt. Diese

Recension war zwar satyrisch, aber dabei so fein und höflich, daß der Herr Magister Sievers, wenn er nicht gar zu sehr von sich selbst wäre eingenommen gewesen, sich unmöglich darüber hätte entrüsten können, und ich war so unschuldig daran, als der Herr Magister Sievers selbst. Allein der Herr Magister Sievers war gar zu empfindlich. Er zog sich die ihm angethane Beschimpfung zu schmerzlichem Gemüthe: er ließ einen trozigen Aufsatz in das 33ste Stück des hamburgischen Correspondenten rücken, in welchem er den Verfasser der anzüglichen Recension einen boshaften und neidischen Menschen nennete, und sein Unstern wollte, daß er, ohne alle Ursache und wider alle Wahrscheinlichkeit, mich für den Urheber dieser unglückseligen Recension halten mußte.“

„Ich suchte ihm diesen ungegründeten Verdacht zu benehmen, und ließ ihn durch Leute, die mit ihm umgingen, versichern, daß ich an der Recension seiner Anmerkungen über die Pasion keinen Theil hätte; allein es half alles nichts. Er blieb dabei, ich sey sein Verfolger, und sprach in allen Gesellschaften lästerlich von mir. Dieses wäre genug gewesen, einen andern in Harnisch

zu jagen; aber ich war so gelassen, daß ich ihn sprechen ließ, und gedachte an keine Rache.“

„Wie indessen zu der Zeit jedermann in Lübeck von dem neuen Buche des Herrn Magister Sievers redete: so kam ich auch mit einem meiner Freunde davon zu sprechen. Wir wunderten uns, daß ein sonst nicht unvernünftiger Mensch sich nicht schämte, der Welt so kindische Anmerkungen vorzulegen. Wir entschuldigten ihn mit seiner Jugend, und ich sagte unter andern, daß es mir, wenn ich so schreiben wollte, als der Herr Magister Sievers, ein leichtes seyn sollte, alle 24 Stunden ein Buch zu machen. Man frug mich, wie ich das anfangen wollte? Ich antwortete: Ich dürfte nur die Historie von der Zerstörung der Stadt Jerusalem, welche der Herr Magister Sievers seiner erläuterten Passion angehängt hatte, nehmen, und Anmerkungen darüber machen.“

„Dieser Einfall gefiel meinem Freunde so wohl, daß er mich bat, denselben zur Wirklichkeit zu bringen. Ich that es, und war in weniger als 24 Stunden mit meinen Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstörung der Stadt Jerusalem fertig. Meine Absicht war noch nicht, daß diesel-

ben gedruckt werden sollten. Ich schickte sie meinem Freunde, zu seiner Privatbelustigung, zu, und dabei wäre es geblieben, wenn meine Schrift nicht einem andern guten Freunde in die Hände geräthten wäre. Dieser behielt sie, und ließ sie drucken; welches ich vielleicht würde verhindert haben, wenn der Herr Magister Sievers sich bescheidener aufgeführt, und mich durch sein loses Maul nicht wider sich gereizet hätte."

"Auf solche Art kamen meine Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstörung der Stadt Jerusalem ans Licht. Sie sind meine erste Schrift wider den Herrn Magister Sievers."

"Die andere Schrift, welche ich wider den Herrn Magister Sievers geschrieben habe, ist das Schreiben des Ritters Robert Clifton an einen gelehrten Samoieden u. Ich versprach dieses Schreiben in dem Verzeichnisse meiner Schriften, welches ich, nach Art des Herrn Magister Sievers, meinen Anmerkungen über die Historie von der Zerstörung der Stadt Jerusalem angehängt hatte. Ich glaubte aber nicht, daß ich dieses Versprechen jemals erfüllen würde."

"Der Herr Magister Sievers wollte mit aller Gewalt.

Gewalt ein Naturkündiger seyn. Ich weiß nicht, ob diese Begierde eine Frucht, oder eine Ursache der unverdienten Ehre war, die ihm die königl. preussische Societät der Wissenschaften erwies. So viel ist gewiß, daß er, nachdem ihn diese berühmte Gesellschaft, aus Ursachen, die ihr allein bekannt sind, zu ihrem Mitgliede erkohren hatte, beständig an dem Ufer der Ostsee herum irrete, und bunte Steine suchte. Die er fand, ließ er sogleich in Kupfer stechen, schrieb ein lateinisches Briefchen dabey, und versandte sie in ganz Deutschland an unterschiedene berühmte Männer. Dieses war nun freylich ein bequemes Mittel, ohne große Unkosten in der Welt bekannt zu werden: Allein ich hielt es doch für Kinderen, von einem jeden bunten Quarz so viel Aufhebens zu machen, und wollte dem Herrn Magister Sievers dieses durch den Titel des Schreibens des Ritters Elifon an einen gelehrten Samojeden, auf eine höfliche Art, zu versehen geben. Ich nannte zu dem Ende die Betrachtungen dieses Ritters über eine gefrorne Fensterscheibe, *Vitrea fracta*, oder nichtswürdig, läppisch Zeug. Der musicalische Stein, den der Herr Magister Sievers gefunden hatte, gab mir vornehmlich Anlaß dazu. Man machte viel Werks

aus diesem Stein, auf welchem man sich musikalische Noten zu entdecken einbildete. Das Gerücht desselben erschallte weit und breit; ja man hat gar gesagt, der verstorbene König von Polen habe ihn nach Dresden in die Kunstkammer verlangt. Er soll auch, nachdem ihn der Herr Magister Sievers vorher, in perpetuam rei memoriam, abmahlen lassen, wirklich dahin geschicket seyn. Ich habe diesen Stein nicht gesehen; aber nach dem Kupfer zu urtheilen, so muß man just eines Cantors Sohn seyn, um Noten darauf zu sehen.“

„Indessen war ich nicht gesonnen, ein solches Schreiben an einen Samojeden, als ich versprochen hatte, wirklich zu verfertigen. Ich hätte es bey dem Titel bewenden lassen, wenn man mir nicht in einer Gesellschaft gesagt hätte, die Erfüllung meines Versprechens sey schlechterdings unmöglich. Ich hielt mich Ehren halber verbunden, das Gegentheil zu behaupten, und fing, von der Zeit an, auf meine Fensterscheibe zu sinnern. Es gelang mir einmal des Morgens beym Thee, ein Blättchen Papier mit so viel wunderlichen Figuren zu bemahlen, als ich zu meinem Zweck nöthig zu haben vermeinte. Das war das wichtigste. Mit dem Schreiben an den Samoje-

den ward ich bald fertig. Es wurde gedruckt, und der Herr Magister Sievers hatte den Verdruß, auch sogar seinen Karitätenlasten, den Grund aller seiner Hoffnung, und den einzigen Trost in seinen Nöthen, lächerlich gemacht zu sehen. Er ward zwar in dem Schreiben an den Samojedem nicht genennet; allein er merkte doch wohl, daß es auf seine bunten Steine gemünzet war, und daß Magister Makewind niemand anders seyn konnte, als er selbst. Er fand sich aber auch in dieses Unglück, that vor wie nach groß, und fluchte und drohete seinen Verfolgern."

Diese Aufführung machte, daß ich so viel weniger Bedenken trug, die dritte Satyre gegen ihn zu schreiben. Der Herr Magister Sievers war zu der Zeit, als meine Anmerkungen über die Geschichte der Zerstörung der Stadt Jerusalem heraus kamen, so wenig Meister von seinen ersten Bewegungen gewesen, daß er mich in St. Annen Kloster, auf öffentlicher Kanzel, verfluchte, und in den Abgrund der Hölle verdammet hatte. Viele Leute, und insonderheit gewisse einfältige und mürrische Priester, hegten ein so unvernünftiges Mitleiden mit dem Herrn Magister Sievers, daß sie das, was ich wider denselben vor-

genommen hatte, für ein strafbares Beginnen hielten, und meine Schriften für schändliche Passquillen ausriefen, und einige wollten darinn einen strafbaren Mißbrauch biblischer Redensarten entdecken haben. Ich hielt für nöthig, sowohl den Herrn Magister Sievers wegen seines unbesonnenen Eifers, als auch die elende Schaar seiner gar zu mitleidigen Freunde, und andere unbillige Richter meiner Schriften, wegen ihrer lächerlichen Urtheile, zu züchtigen, und verfertigte zu dem Ende eine eigne Schrift, welche in dieser Sammlung die dritte ist."

"Ich gab ihr den Titel: Der sich selbst entdeckende X. Y. Z. ꝛ. und stellte mich, als wenn ich mich dem Herrn Magister Sievers entdecken wollte; weil derselbe öfters gesagt hatte, er wollte seinem Gegner schon antworten, wenn er nur wüßte, wer es wäre. Da es nun aber meine Absicht gar nicht war, dem Herrn Magister Sievers meinen rechten Namen zu sagen: so borgte ich so lange einen fremden, und Herr Lucas Herrmann Backmeister, ein gelehrter Candidatus Ministerii, der sich durch seinen stillen und unschuldigen Wandel, durch seine sittsamen Gebehrden, und durch die besondere Höflich-

keit seiner Sitten, von vielen seines gleichen, auf eine ihm sehr vortheilhafte Art, unterscheidet, mußte den seinigen hergeben.“

„Ich war genöthiget, zu einem Candidato Ministerii meine Zuflucht zu nehmen, weil ich mich auf dem Titel meiner Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstörung der Stadt Jerusalem für ein Candidatum Ministerii ausgegeben hatte, und glaubte nicht, daß man mir dieses übel deuten würde; zumal, da ich die Bescheidenheit gebrauchte, mich nur bloß der stummen Buchstaben des Namens des Herrn Bachmeisters zu bedienen, auf welche ich eben so viel Recht zu haben vermeinte, als dieser ehrliche Mann, ohne mich an den Lautbuchstaben desselben, die doch die Seele eines Namens sind, und ohne welche die stummen Buchstaben nichts bedeuten, im geringsten zu vergreifen. Allein, ich habe nachdem erfahren müssen, daß nicht nur der Herr Bachmeister, sondern auch andere, mir dieses höchstens verdacht haben. Ich finde nicht nöthig, mich gegen diese letzten zu vertheidigen. Denn gegen diejenigen, die den Herrn Bachmeister niemals gesehen haben, getraue ich mir nicht, mein Verfahren zu rechtfertigen, und diejenigen, welche

die Ehre haben, diesen wackern Mann von Person zu kennen, die werden mir, wenn sie denselben nur einmal recht betrachten, den Fehler, den ich begangen habe, gerne vergeben. Den Herrn Bachmeister aber, der allein berechtigt ist, sich über den Mißbrauch seines Namens zu beschweren, bitte ich hiemit öffentlich um Vergebung. Ich bekenne, ich habe mich an ihm versündigt; allein die Freyheit, die ich mir in Ansehung seines Namens genommen habe, hat ihm so wenig geschadet, daß er gar keine Ursache hat, auf mich zu zürnen. Keine Seele in Lübeck hat jemals den geringsten Verdacht auf ihn gehabt, daß er die Schrift, für deren Urheber ich ihn ausgab, gemacht hätte. Die ganze Stadt hielt dieses für schlechterdings unmöglich. Da er nun unstreitig zu dem auserwählten Häuflein derjenigen gehöret, die meine Schriften, als ärgerlich und gottlos, verdammen: so muß er nothwendig die allgemeine Ueberzeugung von seinem christlichen Gemüthe, die eine große und volkreiche Stadt so einmüthig an den Tag gelegt hat, für seinen höchsten Ruhm achten, und es mir noch Dank wissen, daß ich ihm zu diesem öffentlichen Zeug-

nisse von seiner ausnehmenden Tugend verholffen habe."

„Uebrigens kam diese Schrift, der ich des Herrn Bachmeisters Namen vorgesetzt hatte, allererst im Jahre 1733, und also zu einer Zeit zum Vorschein, da man meiner Handel mit dem Herrn Magister Sievers fast vergessen hatte. Ich hatte so wenig Lust, diese Handel fort zu setzen, daß ich mich nicht entschliessen konnte, eine Schrift drucken zu lassen, die nothwendig den Herrn Magister Sievers und viele andere noch mehr wider mich erbittern mußte. Aber endlich mußte ich den Vorstellungen meiner Freunde weichen. Mein Bachmeister ward gedruckt, und mit demselben hatte mein Streit mit dem Herrn Magister Sievers ein Ende."

„Ich bin, eigentlich zu reden, der Urheber desselben nicht gewesen. Der unbillige Verdacht, den der Herr Magister Sievers auf mich warf, und die ungegründeten Klagen, die er gegen mich führete, gaben Anlaß dazu. Ich habe ihm zwar nichts geschenkt, und viele glauben, ich sey gar zu unbarmherzig mit ihm umgegangen: Allein seine Schriften waren unerträglich, und sein Stolz verdiente eine Züchtigung. Er selbst wird nie-

mals leugnen, daß meine Satyren ihm sehr heilsam gewesen sind, und ihn von vielen Ausschweifungen abgehalten haben. Ich glaube dieses darum, weil ich versichert bin, daß er jezo, da er zu reifern Jahren gekommen ist, seine Schriften mit ganz andern Augen ansiehet, als vor diesem. Er hatte viel Gutes an sich, und ich habe ihn immer für den besten und vernünftigsten von allen meinen Gegnern gehalten. Seine Person ist mir allemal lieb gewesen; ob ich gleich seine Schriften verabscheuet habe, und noch verabscheue. Ich gönne ihm auch noch alles Gutes, und habe mit Freuden vernommen, daß er in Schweden befordert ist. Es ist dieses ein Glück, das er vielleicht in seinem Vaterlande nicht erlebt hätte, und mir fallen, so oft ich daran gedenke, die Worte des Cicero an den Trebatius ein: *Est quod gaudeas, te in ista loca venisse, ubi aliquid sapere videre* \*). Ich wünsche indessen von Herzen, daß er nicht als Compastor an der deutschen Kirche zu Nordköping sterben; sondern bald zu einer besondern und ihm angenehmern Stelle in seine Vaterstadt zurück berufen werden möge.“

---

\*) Epist. ad Familiares Lib. VII. Ep. 10.

---

Nun möge noch die über diesen Gegenstand von Liscov verfaßten und in den damaligen gelehrten und politischen Zeitungen, nämlich in den hamburgischen Correspondenten, in den hamburgischen Bericht, und niedersächsischen Nachrichten, abgedruckten Rezensionen und Anzeigen, der Vollständigkeit wegen, hier einen Platz finden.

No. 1.

Lübeck. Von da aus ist uns folgender Aufsatz zugesendet worden, welchen wir wörtlich einrücken. Unser Herr Magister Heinrich Jacob Sievers hat neulich die Geschichte des Leidens und Sterbens, der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi, mit kurzen exegetischen Anmerkungen erläutert, ans Licht gestellt. Das Werkgen bestehet aus 12 Bogen. Die Vorrede, der Text, die Historie von der Zerstörung Jerusalem, das dreysache Register, und das merkwürdige Verzeichniß seiner

bishero herausgegebenen Schriften füllen den Raum von 10  $\frac{1}{2}$  Bogen. Die Vorrede, welche von den Feinden und Freunden des Kreuzes Christi handelt, ist beweglich geschrieben, und jeder frommer Christ, der sie mit Andacht liest, wird kein Bedenken tragen, den Herrn Verfasser, wie er inständig bittet, in sein Gebet zu schließen, und Gott anzuflehen, daß er ihn mit Kraft ausrüsten, und mit Gaben zieren wolle. Die Anmerkungen sind kurz, doch gelehrt und brauchbar. Z. B. S. 30. bei dem Worte: daheime, wird aus Bugenhagens ersten niedersächsischen Ausgabe der Passionshistorie sehr nützlich angeführt, daß es Plattdeutsch im Huse heiße, wie S. 33. zu den Worten: er stinket schon, aus eben dem Autore gründlich gezeigt wird, daß es in der niedersächsischen Sprache mit: He stinket rede, gegeben werde. S. 39. wird Füllen durch Balen erläutert, u. s. w. und noch auf dem Blatte, wenn der Text sagte: die Jünger brachten die Eselin zu Jesu, legten ihn Kleider darauf, und setzten ihn darauf, wird in einer feinen exegetischen Note sehr scharfsinnig gemuthmaßet, daß es geschehen, damit er desto sanfter reiten mögte. Die Register sind sehr vollständig, und kann insonderheit das

letztere denen, die sich die niedersächssische Sprache  
 geläufig machen wollen, statt eines Wörterbuchs  
 dienen. Von dem Verzeichnisse seiner bishero her-  
 ausgegebenen Schriften dienet denen Käufern zur  
 Nachricht, daß wenn sie sich das 19te und 20ste  
 Stück anschaffen, sie die Werke von No. 5. bis  
 17. inclusiv zu kaufen nicht nöthig haben: indem  
 diese sich zu jenen beenden, als Theile zu dem  
 Ganzen verhalten. Man trägt indessen keinen  
 Zweifel, es werde der Herr Magister fortfahren,  
 seiner lieben Vaterstadt zum Ruhm, der berühm-  
 ten Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zur Ehre,  
 und seinen wehrten Eltern zum Trost, die Anzahl  
 seiner Schriften zu vermehren.

---

---

No. 2.

Lübeck. Von daraus ist uns von Herrn Magister Sievers eigener Hand folgendes zugesendet worden. Er beschweret sich über die eingesendete Recension seiner Anmerkungen über die Passion. Wie wir uns nur durch das Original desjenigen, was eingesendet worden, rechtfertigen können: so bitten wir uns aus, uns mit dergleichen Aufsätzen zu verschonen, die noch dazu nicht selten Unkosten verursachen. Wer weiß aller Leute Umstände; und alle Anzüglichkeiten fallen nicht so leicht in die Augen. Wenn sich endlich die Herren balgen müssen: so müssen sie sich einen andern Kampfplatz, als unsern Zeitungen auslesen. Wir halten nichts von solchen Duellen. Magister Sievers lässet sich die anzügliche Recension, seiner Anmerkungen über die Passion, welche ein boshafter und neidischer Mensch dem Verferti-

ger dieses gelehrten Artikels zugesandt, und die dem 30sten Stücke dieser Zeitungen auf Verlangen eingerückt worden, so wenig ansechten, daß er schon aufs neue herausgehen lassen: Kurze, geistliche Andachten in gebundener Rede über einige Stücke aus der Passion, welche mit göttlicher Hülfe an denen Sonntagen Judica, Palmarum und am stillen Frentage in der St. Marienkirche in Lübeck nach gehaltener Nachmittags-Predigt musicalisch aufgeführt werden sollen. In Quarto 2 Bogen. Diese Andachten bestehen aus 3 poetischen Oratoriis, und handelt das erste von Judä Verrätheren, das andere von Petri Verleugnung, das dritte von den Wunderwerken bey der Kreuzigung Christi.

---

---

No. 3.

Hamburg. Sollte es uns auch gleich etwa jemand verdenken, so fahren wir dem ungeachtet fort, abermal einer Schrift zu erwehnen, die von dem aufgeweckten Verstande ihres Verfassers zeugget und den Titel hat: Der sich selbst entdeckende X. Y. Z. oder L—c—s H—rm—n B—dm—st—rs Rev. Minist. Cand. aufrichtige Anzeige der Ursachen, die ihn bewogen, die Geschichte von der Zerstörung der Stadt Jerusalem mit kurzen Anmerkungen zu erläutern, und diese Anmerkungen unter einem falschen Namen ans Licht zu stellen, zur Beruhigung und zum Trost des (S. T.) Herrn Magister Sievers, imgleichen zu Rettung der Unschuld seiner Absichten wider allerhand ungleiche Urtheile und Deutungen zum Drucke befördert 1733. in 8. von 3 Bogen. Schriften von solcher Art, als die gegenwärtige ist, zu versfertigen, sind

nur wenig geschickt. Die Vorrede soll der Verleger gemacht haben. Er giebt zu erkennen, daß ihm schon von einem halben Jahre das Manuscript davon zu Händen gekommen sey; und weil er, nach vieler angewendeten Mühe, dennoch nicht erfahren können, wer denn eigentlich unter dem X. Y. Z. verborgen liege: so habe er dasselbe, die Leser, so nicht murrisch sind, damit zu belustigen, in öffentlichem Drucke bekannt zu machen, nicht länger anstehen wollen; indem er glaube, daß eine so wohlgefestete Satyre der Welt nothwendig gefallen müsse; und darin hat er, auch unserer Meinung nach, ganz Recht. Hierauf zeigt der Herr Verfasser im Vorberichte wie es die Liebe, die er sich selbst schuldig, erfordert, die garstigen Titel eines Spötters und Pasquillanten, die man ihm unschuldigerweise bengelegt, von sich abzulehnen und seine Ehre zu retten, weil es Ihm nicht gleichviel sey, was die Leute von ihm denken. Solches geschieht nun in der Abhandlung selbst ganz nachdrücklich. Vornehmlich aber redet er mit dem Herrn Magister Sievers sowohl ohne Ernst, als im Ernst. Die Proben seiner grossen Gelehrsamkeit sind gerühmt, und zugleich dargethan worden, daß der Herr X. Y. Z.

des Herrn Magister Sievers in den Anmerkungen über die Zerstörung der Stadt Jerusalem durchaus nicht gespottet, sondern ihn nach Würden gelobet, auch dessen Anmerkungen über die Passion sich als ein Muster der Vortrefflichkeit zur Nachahmung erkohren, und nichts gesagt habe, was ihm zur Beschimpfung gereichen könne. Gedachte Anmerkungen, heißt es ferner, wären deswegen unter einem verstellten Namen herausgekommen, um mit desto mehrerer Sicherheit zu vernehmen, was kluge Leute von des X. Y. Z. ersten Schrift urtheilen würden. Daß man sagt, er habe die Nachahmung glücklich getroffen, ist ihm lieb zu vernehmen; denen aber widerspricht er kräftiglich, welche in der irrigen Meinung stecken, man habe des Herrn Magisters gespottet, und ihn durch dergleichen Lobeserhebungen lächerlich zu machen gesucht. Der Herr Magister Sievers müsse, nach der theologischen Regel, von den eigentlichen Worten eines Scribenten nicht abweichen. Sey er auf das ihm gegebene Lob zornig: so mache er sich dadurch verdächtig, und verachte seine eigene Arbeit. Am angenehmsten ist zu lesen, was von des Herrn Magister Sievers Predigten zu St. Annen in Lübeck erzehlet,

zehlet, wird, wie er alda seine Zuhörer in der tiefen Theologie unterrichte, daß sie die Gnosticos, Valentianer und andere sowohl alte als neue Ketzer widerlegen können. Eine andächtige Frau soll aus seinen Predigten einen solchen Eifer gegen den Dippel geschöpft haben, daß, als sie im Traume mit diesem Ketzer zu thun gehabt, sie ihren Mann unwissend in das rechte Auge geschlagen, daß es ihm braun und blau geworden. Endlich aber wird dem Herrn Magister Sievers im Ernst vorgehalten, wie unbedachtsam er in seinen Predigten gehandelt, daß er nicht nur den Verfasser der Anmerkungen über die Zerstörung der Stadt Jerusalem, sondern auch den Drucker, die Verkäufer und alle, die sie gelesen, verflucht, und in den Abgrund der Hölle verdammet. Solches ist auch wohl die Hauptursache der gegenwärtigen Schrift gewesen, um den Herrn Magister zur Erkenntniß seines übeln Verfahrens zu bringen; indem sein Bann, aus Ermangelung der Ordination, noch nicht gültig. Von dem oberhalb des Titels stehenden Namen sagt der Herr Verfasser, daß er sich damit dem Herrn Magister Sievers, als einem Manne, der seinen Talmud so fertig als seinen Abendsegel lieset, alleine

kund geben wollen, indem er denselben leichtlich auch im Deutschen ohne puncta vocalia zu lesen fähig sey. Ganz zuletzt werden diejenigen abgefertigt, welche sich etwa inderstanden, von des Herrn Verfassers Schrift eine unbillige Censur zu ertheilen: mit der angehängten Warnung, daß dergleichen nicht weiter geschehen möge, denn er sey von Herzen fromm, aber mache man ihm böse, so tauge er auch nicht viel.

---

---

No. 4.

Lübeck. Dem hiesigen Buchhändler Schmidt ist eine auf 3 Bogen in 8. gedruckte Schrift zum Verkauf übersandt worden, unter dem Titel: Kurze, aber dabey deutliche und erbauliche Anmerkungen über die klägliche Geschichte von der jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem, nach dem Geschmacke des (S. T.) Herrn Magister Heinrich Jacob Sievers versertiget, und als eine Zugabe zu dessen Anmerkungen über die Passion ans Licht gestellet von X. Y. Z. Rev. Minist. Cand. Frankfurt und Leipzig, 1732. Der Verfasser machet den Anfang mit einer langen Vorrede zum Lobe des Herrn Magister Sievers, ertheilet darauf die Anmerkungen selbst, als eine Nachahmung der sieverischen Schreibarten, und beschliesset mit einer Entschuldigung an den Leser. Wer diese Schrift mit den sieverischen Anmerkun-

gen über die Passion, welche kürzlich in Lübeck heraus gekommen sind, zusammen hält, wird finden, daß der Verfasser sich überall im Loben, Nachahmen und Entschuldigen als einen wahren Nachfolger des berühmten Dr. Swift aufgeführt habe. Nur ist es Schade, daß seine Arbeit auch an Fehlern der steverischen einigermaßen ähnlich geworden ist; wiewohl ein verständiger Leser leicht bemerken kann, in welcher von gedachten beyden Schriften die Fehler dem Drucker, und in welcher sie dem Verfasser bezumessen sind.

---

---

No. 5.

Leipzig. Es ist allhier eine kleine Schrift von 3 Bogen in 8. zu haben, deren Aufschrift diese ist: Vitrea fracta, oder, des Ritters Robert Elifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betreffend die seltsamen und nachdenklichen Figuren, welche derselbe den 13. Januar st. v. Anno 1732. auf einer gefrorenen Fensterscheibe wahrgenommen, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt. Nebst einem Kupfer, welches die Figuren auf der gefrorenen Fensterscheibe vorstellet. Man siehet bald, daß dieses eine wohl ausgedachte Satyre auf einen oder mehrere Gelehrten ist, welche, zumal in Untersuchung der Natur, bisweilen zu weit gehen, und sich sowohl dadurch, als durch eine nicht genug gezähmten Ehrsucht, verständigen Leuten lächerlich machen. Die Erfindung ist anmuthig, und die Ausführung kömmt ihr vollkommen gleich. Daher wird sie alle Leser, diejenigen aber noch mehr, vergnügen, welche vielleicht dazu den rechten Schlüssel haben.

---

No. 6.

**N**oſtock. Von da hat man uns folgende Nachricht allhier einzurücken zugeſendet. Demnach die neulich gedruckte kleine Schrif: Vitrea fracta genannt, nicht unbillig befürchten läſſet, es werde der ſcottiſche X. Y. Z. welcher mit dem Ritter Eliſton in einer Haut ſtecket, zu noch fernerer vermeintlicher Beſchimpfung eines gewiſſen hochverdienten Gelehrten, mit welchem er ſchon in den Anmerkungen über die Zerſtörung Jeruſalems ſo unbarmherzig umgeſprungen iſt, alle in dem dieſen Anmerkungen angehängten Catalogo edendorum ſpecificirte Spöttereien, wirklich mit der Zeit ans Licht ſtellen: Als iſt ein genuiner Auditor und Respondens obwohlgedachten Poly-hiſtoris, aus ſchuldiger Dankbarkeit gegen ſeinen theuren Herrn Praeceptorem und resp. Praesidem, entſchloſſen, deſſen vorerwähnten verkappten

Antagonisten mit allen feinen Einbläsern, vermittelt eines wichtigern Werks, ad absurdum zu bringen. Man füget hiemit den Titel desselben als einen testem des weitläufigen Inhalts und angenehmen Vortrags hinzu: Die zerbrochene und wieder gestickte Fensterscheibe, oder sonnenklarer Beweis, daß des Ritters Robert Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden keine Uebersetzung, sondern ein gegen die Spec. Cur N. Viri cujusdam celeb. gerichtetes sanglantes Original-Figmentum, aber mit mehr als 99 Unwahrheiten von dessen Fatis und Familie, wie überhaupt mit unzähligen Vitiis Ortho- et Typographicis bestreuet sey. Nebst einer neuen Methode, die Indifferentisten aus den Kupfern ihrer Bücher zu erkennen, und einer vorläufigen Abfertigung aller Mocquerien, welche noch inskünftige von giftigen Federn gegen den Herrn Magister Sievers geschrieben werden dürften, könnten oder möchten. Alles mit Demonstrationibus Mathematicarum aemulis, quoad 99. Falsa aber grossentheils mit Instrumentis Notarialibus erhärtet von S——philo. Man wird der Wahrheit zur Steuer, diese Apologie beschleunigen, weil man schon Nachricht hat, daß einige unbesonnene Leute,

die doch den guten Freund besser kennen sollten, nachdem sie in des Cliftons Schreiben von Mackewind gelesen, anfangen, ihn für einen Mann dieses Namens zu halten, also, daß die vindicia seiner Studiorum Exegetico-Homiletico-Polemico-Poetico-Medico-Litterario-Curioforum höchst erforderlich sind.

---



